Beiträge
zur Geschichte der öffentlichen Meinung über die Kirche in den deutschen Städten von 1420—1460.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen Philosophischen Fakultät

der

Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg.

Vorgelegt von

Otto Kopelke

aus Saarbrücken.

Halle a. S.
Buchdruckerei von Heinrich John.
1910.

Referent: Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Th. Lindner.

Mit Genehmigung der hohen Fakultät bringt die vorliegende Dissertation nur einen Teil der der Fakultät vorgelegten Arbeit.

Meiner treuen Schwester!

Inhalt.

Abkürzungen der häufigst zitierten Literatur 7
Einleitung 11
1. Bedeutung der öffentlichen Meinung in der Geschichtsschreibung 11
2. Die Quellen 13
a) Geschichtswerke.
b) Streitschriften.
c) Volkslieder.
d) Briefe.
Die öffentliche Meinung über die Kirche 20
I. Die Glaubensbetätigung auf kirchlichem Boden im Urteil der Städter 20
1. Die Einrichtungen der Kirche:
a) Der Gottesdienst.
b) Das Abendmahl.
c) Der Ablass.
2. Das Ablegen von Gelübden.
3. Reliquienverehrung.
4. Der Wunderglaube.
5. Urteile über die eigene Zeit.
II. Ansichten über die Abtrünnigen 39
1. Einzelne Sektierer.
2. Das Hussitentum:
a) Sein Ursprung, seine Lehre und ihre Bekenner.
b) Die weltlichen Absichten der Böhmen.
c) Die Hussitenfurcht.
d) Die Bekämpfung.
III. Ansichten über Nichtchristen 55
1. Die Juden.
2. Die Türken.
Schluss 59

Abkürzungen.

AM = Mone, F. S., Badisches Archiv zur Vaterlandskunde II. Karlsruhe 1826.

Chr = Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrh., herausg. v. d. hist. Kommission bei der Akademie der Wissenschaften. München 1862 ff.

CMD = Collectio amplissima, veterum scriptorum et monumentorum historicorum, dogmaticorum, moralium. ed. Martène et Durand. Bd. 4 u. 5. Paris 1729.

DRA = Deutsche Reichstagsakten unter König Sigmund, Abt. 1—6 (Bd. 7—12 der ganzen Sammlung), hrsg. v. Kerler, Beckmann, Herre. Wien 1882—1906.

EW = Eberhard Windecke, Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Zeitalters Kaiser Sigmunds, hrsg. v. W. Altmann. Berlin 1893.

FDL = Karl Fischer, Deutsches Leben und deutsche Zustände von der Hohenstaufenzeit bis ins Reformationszeitalter. Gotha 1884.

FRA = Fontes rerum austriacarum, Abt. I. Scriptores: Geschichtschreiber der hussit. Bewegung, hrsg. v. K. Höfler, Bd. 1—3. Wien 1856—66.

FRJ = Die Frankfurter Reichskorrespondenz nebst anderen verwandten Aktenstücken v. 1376—1519, hrsg. v. Joh. Janssen, 2 Bde. Freib. i. B. 1863—72.

LV = R. v. Liliencron, Die histor. Volkslieder der Deutschen v. 13.—16. Jahrh., I. Bd. Leipzig 1865.

LWG = Th. Lindner, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden. Stuttgart u. Berlin 1901 ff.

MD = Raim. Duellii miscellaneorum, quae ex codd. M. S. S. collegit, libri duo. Augusta Vind. et Graecium. 1723.

MKG = K. Müller, Kirchengeschichte. Freib. i. B. Bd. I, 1892, Bd. II 1, 1902.

MW = Chr. Wilh. Frz. Walch, Monimenta medii aevi ex bibliotheca Regia Hannoverana. 47. Göttingen 1757—60.

NF = Formicarium Joannis Nider S. Theologiae et ecclesiasticae praestantissimi in quinque libros divisum. Ausg. mit Noten v. d. Theol.-Prof. Georg Calvenarius z. Douay. 1602.

PPrStA = Publikationen aus den preuss. Staatsarchiven. Bd. 34: J. Jansen, Westfalen u. Rheinland im XV. Jahrh. I. Die Soester Fehde. Leipzig 1888.

PUB = Franz Palacky, Urkundl. Beiträge zur Geschichte des Hussitenkrieges v. J. 1419 an. 2 Bde. Prag 1873.

QM = Quellensammlung der bad. Landesgeschichte, hrsg. v. F. S. Mone. Bd. I—IV, 1. Karlsruhe 1848—67.

RKS = Friedrich Reisers Reformation des Kais. Sigmund, hrsg. v. W. Boehm. Leipzig 1876.

SL = Scriptores rerum Brunsvic., hrsg. v. G. W. Leibniz. 3 Bde. Hannover 1707—11.

SM = Scriptores rerum Germanicarum praecipue Saxonicarum etc. ed. Burch. Menken. 3 Bde. Leipzig 1728—30.

SO = Oefelius, A., F., Rerum Boicarum scriptores, nusquam adhuc edita etc. 2 Bde. Augusta Vind. 1763.

SPSt = Rerum Germanicarum scriptores aliquot insignes III tomis in lucem producti . . . ed. Pistorius-Struve. Ratisbonae 1726.

SRA = Scriptores rerum austriacarum veteres et genuini. ed. Pez. 2 Bde. Visnac. 1743.

SRL = Scriptores rerum Lusaticarum, hrsg. v. d. oberlausitz. Ges. d. Wiss. N. F. 1—4. Görlitz 1839—70.

SRP = Scriptores rerum Prussicarum, hrsg. v. Th. Hirsch, M. Töppen, E. Strehlke. 5 Bde. Leipz. 1861 - 70.

SRS = Scriptores rerum Silesiarum od. Sammlung schles. Geschichtschreiber. Namens der schles. Ges. f. vaterl. Kultur hrsg. v. G. Ad. Stenzel. 14 Bde. Breslau 1835—97.

SRSSg = Scriptores rerum Silesiarum aliquot adhuc inediti. Confecit opus . . . Friedr. Wilh. de Sommersberg. 3 Bde. Leipzig 1729—30.

TGQ = Thüring. Geschichtsquellen. 8 Bde. Jena 1854—1902.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41548101_0109

Einleitung.

1. Bedeutung der öffentlichen Meinung in der Geschichtschreibung.

„Die öffentliche Meinung lässt sich mit dem Chor in der antiken Tragödie vergleichen, welcher die Handlungen und Leiden der dramatischen Personen beobachtet und ausspricht, was das Gemeinbewusstsein empfindet und urteilt. Sie ist im grossen, was der Wahrspruch der Geschworenen im Strafverfahren bedeutet“ [1]). Dieses treffliche Bild gibt eine durchaus erschöpfende Definition dessen, was man unter öffentlicher Meinung versteht. Allgemein gehalten wie sie ist, besagt sie vor allem, dass es sich nicht um eine momentane, sondern um eine dauernde Erscheinung handelt, d. h. wir können ihr entnehmen, dass an ein zeitliches Festlegen der Entstehung der öffentlichen Meinung nicht zu denken ist. Sie ist vorhanden, seit es eine denkende Menschheit gibt. Denn wie eine photographische Platte jeden Lichtstrahl aufnimmt und wiedergibt, so reagiert auch die menschliche Vernunft auf jeden Eindruck, der ihr von aussen kommt. Aber, wie die Beschaffenheit der Platte und deren Belichtung die Art des Bildes bestimmt, so wirken auch bei der Vernunft die verschiedensten Momente mit, die einem Eindruck diese oder jene Wiedergabe verschaffen. Erhalten wir so eine grosse Mannigfaltigkeit von Bildern, so wird es doch — je nachdem der betreffende Vorgang eine mehr oder weniger grosse Menge Menschen berührt — immer eine bestimmte Anzahl unter ihnen geben, die

[1]) Deutsches Staatswörterbuch, hersg. v. Bluntschli u. Krater, VII. Bd., Leipzig-Stuttgart 1862: Abhandlung von Bluntschli über öffentliche Meinung S. 346.

gemeinsame Züge aufweisen. Erst dieses gemeinsame Ergebnis können wir als öffentliche Meinung bezeichnen. Denn ein Einzelner kann sie mit seiner alleinigen Ansicht nicht ausmachen, höchstens ihr Sprecher werden; sie ist vielmehr „ein Produkt der Gemeinschaftlichkeit“ [1]). So wechselnd aber die Wünsche und Bedürfnisse einer Zeit sind, so ist es auch die öffentliche Meinung [2]). Und dieser Farbenreichtum würde einer zusammenhängenden Darstellung, einer Geschichte, grosse Schwierigkeiten entgegenstellen. Ist ihre Bedeutung in der Vergangenheit auch noch keine so grosse gewesen wie heute, wo man sie als Grossmacht bezeichnet hat, so ist doch die Kenntnis „dieses wichtigen Lebenselementes“ zum Verständnis aller Zeiten ein unbedingtes Erfordernis. Ihre Berücksichtigung ist durchaus von dem Geschichtschreiber zu verlangen. In ihrem Ausdruck zwar meist passiv, hat sie doch insofern grosse Bedeutung, als sie zur Triebfeder mannigfachster Erfolge werden kann. Deshalb klagt auch Herder [3]) über ihre geringe Beachtung bei den Historikern, weil so der Beobachter genötigt sei, bei Ergebnissen die Regungen, die vielleicht längst im Verborgenen wirkten, trüglich zu erraten. Und er schlägt ihren Wert so hoch an, dass er sie als Schlüssel zur Tatengeschichte bezeichnet [4]).

---

[1]) Ranke, Die röm. Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im XVI. und XVII. Jahrh. I. Bd. Berlin 1834. S. 131.

[2]) Vgl. Lindner, Geschichtsphilosophie (Das Wesen der geschichtlichen Entwicklung — Stuttgart u. Berlin 1904) S. 57: „Die öffentliche Meinung hat keinen dauernden Gegenstand und gehört ihrem Inhalt nach zu den Einzelerscheinungen“. — Zur eingehenderen Orientierung über die Materie sei hier verwiesen auf: Franz v. Holtzendorff: Wert und Wesen der öffentlichen Meinung. München 1880; H. v. Zwiedeneck-Südenhorst, Die öffentliche Meinung in Deutschland. Stuttgart 1888; Wuttke, Entstehung der öffentlichen Meinung. 1875.

[3]) Herder, J. G., Briefe zur Beförderung der Humanität. XVII. Bd. der Werke in d. Ausg. von B. Suphan. Berlin 1881. S. 320.

[4]) Einzelne Epochen haben bereits eine Betrachtung von diesem Gesichtspunkte aus erfahren, und es seien von einschlägigen Arbeiten genannt: Georg Ellinger, Das Verhältnis der öffentlichen Meinung zu Wahrheit und Lüge im 10., 11. und 12. Jahrh., Berl. Diss., Sandersdorf 1884; Frank P. Goodrich, Beiträge zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland um die Wende des 15. Jahrh., Diss. Halle 1893; Dr. Wilh. Théremin, Beitrag zur öffentlichen Meinung über Kirche und Staat in der städtischen Geschichtsschreibung Deutschlands von 1349—1415, Berlin 1909.

2. Die Quellen.

Dem Geschichtschreiber unserer Tage, der sich mit der öffentlichen Meinung befasst, stellt sich ein fast unübersehbares, vor allem bequem zugängliches Material dar. Zeitungen, Parlamente, Versammlungen u. a. m. gewähren alle einen Blick in die menschlichen Stimmungen. Dagegen bietet die Vergangenheit weit grössere Schwierigkeiten, und sie wachsen, je weiter man zurückgeht, wie uns z. B. das XV. Jahrhundert zeigt. Zwar machen sich hier keine Zeitungen, keine Volksvertretungen zum Sprachrohr der Wünsche der Massen — vorhanden ist die öffentliche Meinung. Nur muss sich, wie Fester [1]) betont, der Kulturhistoriker mühsam seine Quellen über diese Frage zusammensuchen. Erscheinen Volkslieder und Streitschriften als die unmittelbarsten Vermittler der Volksstimmungen, so kommen in zweiter Linie zeitgenössische Geschichtswerke in Betracht. — Es ist wohl angebracht, diese Quellen einer näheren Untersuchung zu unterziehen, zumal gerade das XV. Jahrhundert ein interessantes Stadium in der Entwicklung der historischen Literatur bildet.

Der Mönch von St. Ulrich und Afra in Augsburg Sigmund Meisterlin äussert in seiner Nürnberger Chronik [2]): Von der Zeit Alexanders und Oktavians wisse er mehr zu sagen als von der Gegenwart, von den Ereignissen, die sich unter Kaisern wie Ruprecht, Albrecht und Sigmund zugetragen hätten. Er tadelt an Fürsten und Stadthäuptern, dass sie sich nur mit der mündlichen Überlieferung begnügten und nicht für schriftliche Niederlegung der Geschichte Sorge trügen. Der „grossen Grobheit" der Deutschen gibt er daran schuld, dass sie nicht der Nachwelt gedächten, die schriftliche Überlieferung gerne mit Gold aufhebe. Als Beispiel für die Unkenntnis, die aus diesem Mangel erwachse, führt Meisterlin an, dass man nur selten jemand fände, der Bescheid wisse mit dem Ursprung und dem Wesen der Hussiten. Dieser Vorwurf der Interesselosigkeit, den der Mönch gegen seine Zeitgenossen erhebt, befremdet uns in höchstem Grade, wenn wir die historische Literatur jener Tage überschauen. Denn das XV. Jahrhundert hat eine äusserst rege Anteilnahme durch die Feder erfahren. Aber durch einen Blick auf die Schriftsteller selbst werden wir Meisterlins Äusserung verstehen

[1]) Fester, R., Marchiavelli. Stuttgart 1900. S. 19.

[2]) Chr III. 166.

lernen. Erkennen wir dabei doch, dass gerade in jenen Tagen dem Privileg, das die Geistlichen in der Geschichtschreibung bisher unbedingt besessen hatten, aus dem Laientum heraus eine kräftige Konkurrenz erwuchs. Der Laie begnügte sich nämlich nicht mehr damit, sich von dem klerikalen Historiker über den Wandel der Zeiten belehren zu lassen, sondern begann selbst zu schreiben. Und die Zahl der bürgerlichen Schreiber wächst im XV. Jahrhundert so, dass von 60 Historikern einer Periode bereits 36 — also die Mehrzahl — dem Laienstande und nur mehr 24 der Geistlichkeit angehören. Und in dieser Tatsache haben wir den Anlass zu Meisterlins sonst unverständlicher Behauptung. Zweifellos hat ein Gefühl der Eifersucht ihn diese niederschreiben lassen: er fürchtet, dass seine Standesgenossen entbehrlich würden auf einem Gebiet, das sie so lange unbestritten innegehabt hatten. Mit weislicher Berechnung greift er bei seiner Klage über fehlende Überlieferung gerade das Hussitentum heraus. Wohl lässt kaum ein Werk jener Zeit, geistlichen wie weltlichen Ursprungs, diese Erscheinung unberührt. Aber Meisterlin fasst sie ins Auge, um damit zu sagen: was der bürgerliche Schriftsteller über jene Ketzerei bringt, ist keine Geschichte, diese vielmehr eine Sache, über die nur ein Geistlicher urteilen kann. Und mit diesem drastischen Beispiel will er, sich wohl als Fürsprecher seines Standes betrachtend, seine Ansicht bestärken, dass der Laie überhaupt nicht fähig sei, Geschichte zu schreiben.

Dass nun die Geistlichen so lange allein als Geschichtsschreiber tätig sein konnten, dafür lag der Grund darin, dass bis dahin Jahrhunderte lang das Lateinische als einzig würdige Sprache der Wissenschaft galt [1]), deren Kenner wiederum meist nur Geistliche waren. Aber das immer stärker einsetzende Streben der Bürger, nicht allein im praktischen, sondern auch im geistigen Leben zur Geltung zu kommen, brach allmählich Bresche in jene so treulich gehütete Mauer. Längst schon hatten es die Franziskaner vorgezogen, dem Volke deutsch zu predigen. Und war so das heimische Idiom der Prosa gewonnen, so konnte es sich auch auf weltlichen Gebieten ausbreiten. In der ersten

[1]) Noch im vierten Jahrzehnt des XV. Jahrhunderts klagt Nider in seinem lateinisch geschriebenen Formicarius S. 272: (In) lingua Theutonica, quae in propriis vocabulis multum deficit.

Hälfte des XIII. Jahrhunderts verfasste Eike von Repkow seinen Sachsenspiegel [1]). Und nicht viel später erscheint in der sächsischen Weltchronik [2]) das erste Geschichtswerk in Prosa. Damit hatte deutscher Laienstolz über das Welsche einen Sieg errungen, der ihm nicht wieder entrissen werden konnte.

Bis zum Durchdringen deutscher Prosa hat es aber dem Volke nicht durchaus an geschichtlicher Literatur gefehlt. Vielmehr füllte die Dichtung bis dahin die Lücke aus. Wir erinnern nur an die Kaiserchronik [3]) des XII. Jahrhunderts und an Namen wie Rudolf von Ems, Enenkel [4]) und Hermann von München. Da aber erklärlicherweise die Poesie auf die Dauer einem reifenden historischen Bedürfnis nicht genügen konnte, verloren die Reimchroniken den aufkommenden Prosawerken gegenüber zusehends an Bedeutung.

Unter letzteren haben wir zwei Arten zu unterscheiden und zwar nach ihren Verfassern, ob sie Geistliche oder Laien sind. Dass bei Beginn dieses Nebeneinandergehens die Schriften der ersteren die ausgebildeteren sind, ist klar. Minoriten und Dominikaner waren hier besonders tätig. Ihre zu praktischen Zwecken verfassten „Handbücher, historischen Vorratskammern“ [5]) wuchsen zu zusammenhängenden Zeitgeschichten aus, wie denn aus gleichem Kreise von vornherein selbständige Werke hervorgingen. Und an ihnen konnte der Laie lernen, als er selbst zu schreiben begann.

Sehr bescheiden sind natürlich seine Anfänge, denn noch ist sein Blick nicht genug historisch geschult, um Wichtiges vom Unwichtigen unterscheiden zu können. Seine eigenen Erlebnisse, die seiner Familie, seiner Stadt hält er fest. Ist er irgendwie mit der Welt ausserhalb seiner engeren Heimat in Berührung, so zeichnet er auch das auf. Auf diese Weise entstehen Denk-

[1]) vgl. Pauls Grundriss d. germ. Philol. II, 284. — Ausg. von Hohmeyer, Berlin 1842/4 u. 1861 oder Weiske-Hildebrandt, Leipzig 1884.

[2]) vgl. Paul a. a. O. II, 351. — Ausg. v. Weiland, M. G. H. Deutsche Chroniken II.

[3]) vgl. Paul a. a. O. II, 173. — Ausg. v. Schröder M. G. H. Deutsche Chroniken I.

[4]) vgl. Paul a. a. O. II, 210. — Ausg. v. Phil. Strauch M. G. H. Deutsche Chroniken III.

[5]) O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen seit der Mitte des XIII. Jahrh. (3. A. Berlin. 2 Bde. 1885/7) I. 6.

würdigkeiten, tagebuchartige Aufzeichnungen. Ein Ulman Stromer († 1407) schreibt sein „Püchlein von meim geslecht und abentewr“ [1]). In demselben Stile verfasst ein Endres Tucher sein „Memorialbuch“ [2]). Neben diese Familienbücher treten aber auch die amtlichen Aufzeichnungen, die eine erzählende Form annehmen, wie wir es z. B. in dem „Zug für Lichtenberg“ [3]) haben. Diese beiden Zweige bilden sich dann weiter, und wir erhalten regelrechte Chroniken. Das Wichtigste aber ist bei ihnen, dass sie auch bei weiterem Gesichtskreis die Stadt, wo sie entstanden, in den Mittelpunkt rücken. Der geistliche Schreiber ist indessen noch nicht ganz überflüssig [4]). Wo sich Laien noch nicht aufrafften, da überträgt es der interessierte Rat jenem, die Stadtchronik zu verfassen. Diese Werke unterliegen natürlich auch dem allgemeinen Zuge der Zeit, indem sie bestimmte Orte in den Vordergrund stellen und so territorial werden.

Es wäre verkehrt, die Bedeutung der Geistlichen für die Laien zu unterschätzen. Aber was Hegel über Nürnberg sagt [5]), dass sich dort die städtische, von Laien ausgehende Geschichtschreibung ganz aus sich selbst entwickelt habe, möchten wir auch für die grössere Masse der Städte annehmen. Das Fehlen solcher ersten Anfänge von bürgerlichen Händen, wie wir sie in Nürnberg antreffen, berechtigt uns nicht, anzunehmen, dass sie nicht auch in anderen Orten vorhanden waren. Die Gestalt der bürgerlichen Erstlingswerke veranlasst uns, für die Entwicklung dieser Geschichtschreibung aus sich selbst heraus einzutreten. Denn hätten die Laien unmittelbar an die Kleriker angeknüpft, so wären ihre Schriften denen der letzteren von Anfang an auch ähnlicher gewesen. Die Geistlichen dienten lediglich als Lehrmeister und Anreger. Im XV. Jahrh. haben sich dann die bürgerlichen Schreiber so vervollkommnet, dass sie ebenbürtig neben den Geistlichen einhergehen — zwei Geschwister, bei denen das Jüngere von dem Älteren allerlei absieht, nicht Mutter und Kind, das jene erzeugt.

[1]) Lorenz a. a. O. I, 163; abgedr. Chr I, 25—206.

[2]) Lorenz a. a. O. I, 168; abgedr. Chr II, 1—30.

[3]) Lorenz a. a. O. I, 165; abgedr. Chr II, 58—80.

[4]) Strassburg hat in Fritsche Closener († nach 1370) einen Geistlichen als ersten deutschen Chronisten (Ausg. in Chr VIII).

[5]) Chr I, Einl. S. XXX.

Alle diese Schriften stellen nun mit ihrem ausgeprägt lokalen Charakter keineswegs eine bewusste Neuschöpfung des Geistes im Gegensatz zu der realen Welt dar. Sie stehen vielmehr ganz in den Bahnen der politischen Entwicklung. Und Wegele[1]) hat recht, wenn er den Satz aufstellt, dass die historiographischen Formen einer Epoche auch von dem Geiste und Charakter der Geschichte abhängig zu denken seien. Längst hatte im Reich das territoriale Prinzip sich durchgesetzt, und so war es auch in die Geschichtschreibung eingedrungen. Diese Konzentration um kleinere bestimmt abgegrenzte Gebiete oder Punkte erzeugt erklärlicherweise auch eine grosse Menge von Sonderwerken. Und nicht allein die einzelne Stadt erhält jetzt ihre Chronik, auch um die Fürsten und Herren entstehen nun eigene Landes- und Hausgeschichten.

So willkommen dem Forscher auch eine so reiche Geschichtliteratur, wie sie diese Tage hervorbrachten, sein mag, sie bietet ihm andererseits doch eine Unmenge von Schwierigkeiten. Von einer scharfen historischen Kritik ist in diesen Werken kaum die Rede. Am brauchbarsten ist natürlich immer die zeitgenössische Geschichte, doch je weiter sich der Schriftsteller von ihr entfernt, umso unzuverlässiger wird er, um sich dann wie etwa bei der Gründungsgeschichte seiner Stadt ganz ins Sagenhafte zu verlieren. Übrigens möchten wir in der Ausgestaltung solcher Gründungssagen eine gewisse Absicht erkennen. Es erregte doch zweifellos in dem Leser ein Gefühl des Stolzes, ein je grösseres Alter seiner Scholle er annehmen konnte, je wunderbarer es zu ihrer Gründung gekommen war. Wenn nun das Publikum derartiges wünschte, so sehen wir wieder, dass sein historisches Interesse noch kein besonders kritikfähiges war und wir nicht so sehr dem Schreiber einen Vorwurf daraus machen können, weil er mit diesen Sagen ein Zugeständnis an seine Zeit machen musste, wollte er anders gelesen werden. Haben wir aber nun hier festgestellt, dass die meisten Geschichtschreiber im XV. Jahrh. offenbar im Sinne ihres Publikums schreiben, so werden wir das nicht allein von den angeführten Punkten sagen können, sondern von ihren ganzen Werken. Und gerade diese Tatsache ersetzt

[1]) Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus. München, Leipzig 1885. S. 25.

uns einen Mangel, den wir sonst schmerzlich empfinden würden. Denn was uns heute unsere historischen Werke als ein Gebot der Wissenschaft nicht mehr bieten dürfen, was uns heute unsere Zeitungen liefern, das können wir aus jener populär-historischen Literatur entnehmen: die öffentliche Meinung. Da übrigens die Verfasser der meisten Geschichtwerke in Städten wohnten, so lassen sich auch die nicht unmittelbar als Stadtchroniken bezeichneten Schriften für die Feststellung städtischer Stimmungen heranziehen.

In einer Zeit wie dem XV. Jahrh., wo so bedeutende Fragen wie Kirchenreform und Hussitentum die Geister in Spannung hielt, war natürlich auch die Publicistik tätig. Sie, die die Menge für diese oder jene Ansicht über strittige Punkte gewinnen will, kann durch ihr Polemisieren gegen andere Anschauungen auch zur Einführung in die öffentliche Meinung manches beisteuern.

Eine der fruchtbarsten Quellen sind aber zweifellos die Volkslieder. Wenn sie auch nicht durchgängig als reine Volkserzeugnisse zu betrachten sind, so gehen sie doch meist so sehr von den herrschenden Meinungen aus, dass wir sie für unsere Zwecke in weitem Umfange heranziehen dürfen. Diese Lieder sind unmittelbar für die Masse bestimmt, sind die eigentlichen „Zeitungen“ jener Tage. Den Verfassern solcher Augenblickspoesie ist es dann auch meist nicht um persönlichen Ruhm zu tun, wie denn auch sehr viele sich garnicht namentlich nennen. All diese Lieder sind keine Kunstwerke, aber gerade deshalb geben sie uns ein unmittelbareres Bild, das nicht durch poetische Ausmalung verwischt ist. — Der Dramatik und der darstellenden Künste wäre auch noch Beachtung zu schenken, doch mussten wir davon absehen.

Was die Briefe aus jenen Tagen anbetrifft, so erscheinen solche privater Natur vor 1500 in verhältnismässig beschränkter Zahl, was sich aus der Jugend des privaten deutschen Briefverkehrs ergibt; denn er entwickelt sich erst im 14. Jahrh.[2])

[1]) Eine mit riesigem Fleiss zusammengestellte, äusserst handliche Sammlung hat R. v. Liliencron unter dem Titel: Die histor. Volkslieder der Deutschen vom 13. -16. Jahrh., in 4 Bden. 1865—69, Leipzig, geliefert.

[2]) Steinhausen, G., Deutsche Privatbriefe d. Mittelalters (Berlin 1899, 1907. 2 Bde.) I. Einl. S. VII.

Was diese Briefe enthalten, sind meist rein persönliche Dinge und drehen sich vorzugsweise um Geldangelegenheiten. Nur höchst selten wirft einmal ein Schreiber einen Blick auf die Ereignisse in der Welt, und so bieten sie uns kaum nutzbaren Stoff. Etwas stärker waren die offiziellen Schriftstücke heranzuziehen, doch liefern sie auch nicht allzuviel; denn wie es ihrem Zwecke entspricht, bringen sie trockene Feststellungen in stehenden Formen, ohne dabei eigenen Anschauungen und Gedanken viel Raum zu geben.

Die öffentliche Meinung über die Kirche.

I. Die Glaubensbetätigung auf kirchlichem Boden im Urteil der Städter.

Wenn auch schon Jahrhunderte hindurch die Kirche in ihren Vertretern eine Haltung einnahm, die in Gedanken an ihre innere Bedeutung berechtigtes Aufsehen erregen musste, so sind es lange Zeit doch nur verhältnismässig wenig Stimmen, die in der Öffentlichkeit ein kritisches Für und Wider hören liessen. Und erst als die schriftliche Berichterstattung eine Form annahm, die es auch weiteren Kreisen ermöglichte, Umschau zu halten und sich zu belehren, da sehen wir, wie die Kritik an jenen Dingen zunimmt. Am spätesten sind es die Städter, die sich daran beteiligen, wie sich aus den literarischen Zuständen ergibt: aber schon in der Periode, die wir betrachten wollen, tun sie es mit ganz besonderer Lebhaftigkeit. War man bisher über die höchsten kirchlichen Institutionen wie Papsttum und Kardinalkolleg höchst dürftig unterrichtet[1]), die Konzile auf deutschem Boden waren es, die mit einem Schlage den Vorhang wegrissen von Zuständen, die zu verbergen in interessierten Kreisen man sich bisher eifrig bemüht hatte. Jetzt konnte der Laie Dinge sehen und hören, die er bis dahin wohl kaum zu denken gewagt hatte. Und nachdem er einmal gelernt, die obersten Vertreter seiner Kirche mit offenen Augen zu betrachten, so war er dadurch angeregt, auch die Geistlichen in seiner Nähe genauer unter den Gesichtspunkten zu betrachten, die dort aufgestellt waren. Papst und Kardinal, Bischof und Domherr, Priester und Mönch müssen es sich gefallen lassen, vor das Forum der öffent-

[1]) Wattenbach, W., Geschichte des römischen Papsttums. Berlin 1876. S. 275.

lichen Meinung gezogen zu werden, empfangen von ihr Lob oder Tadel. Aber wenn bisweilen die Urteile über den Klerus noch so bitter und scharf ausfallen und ein freimütiger Schriftsteller im Hinblick auf ihn sagen kann: „es stat vil krenker um die Cristenheit dan es yeman gelauben kan“ [1]), man will keinen Umsturz, nicht seine Kirche vernichten, einzig die Besserung der unhaltbaren Zustände ist es, die man herbeisehnt. Das sind durchaus keine als ketzerisch zu bezeichnende Stimmen, denn an der Kirche selbst, ihrer Organisation und gar dem bestehenden Glauben rüttelt man nicht. Und wenn der Groll wegen der Taten eines kirchlichen Vertreters noch so gross ist, so ist man doch noch immer weit davon entfernt, den Baum mit der Wurzel auszureissen. So beweist bei aller Schärfe ihres sonstigen Vorgehens gegen den Cölner Erzbischof die Vereinigungsakte der Stadt Soest mit Münster und anderen Orten, dass sie sich nicht zusammengetan haben mit der Absicht, etwas zu unternehmen „tegen unse moder de hilligen kerken den allerhilligesten unsen geistliken vader den pawes van Rome und dat hillige romesche rijcke noch alle deghene dar wij nicht billiken entegen wesen oder doyn sullen, sondern yedermanne van yn den synen na aller geburlicheit to laten, to beholden helpen und to beschermen“ [2]). Nicht gewillt, etwas wider den Glauben zu tun, sind die Städter sogar gerne bereit, ihn zu schützen. — Zunächst entwickelt man einen grossen Eifer, ihn mit den äusseren Mitteln der Kirche zu betätigen. Deshalb will auch das gemeine Volk vor allem den Gottesdienst nicht entbehren, dessen häufigsten Besuchern man grosse Achtung entgegenbringt [3]). Unter diesen Umständen musste man es als notwendig ansehen, dass die Soester Geistlichen, weil sie ihre Tätigkeit eingestellt hatten, die Stadt verliessen, damit ihnen des Volkes Unwille kein Übel zufügte [4]). Man will seinen gewohnten Kirchengesang, man will seinen Gottesdienst [5]). Und so empfindet man eine Strafe wie das Interdikt im allgemeinen sehr schwer. Ging dadurch doch den

[1]) RKS 176.
[2]) PPrStA XXXIV, 162.
[3]) NF 146.
[4]) PPrStA XXXIV, 113.
[5]) Chronicon magnum Belgicum SPSt III, 403.

Gläubigen auch all das Übrige verloren, wodurch man Erhebung und Erbauung zu finden meinte. Zu diesen Dingen gehört vor allem das Sakrament des Abendmahls. Aus Nürnberg wird freilich erzählt, dass das weibliche Geschlecht die Eucharistie häufiger zu geniessen pflegte als das männliche [1]), was sich eher aus der tieferen Religiosität der Frauen erklären lässt, als dass man auf eine Geringschätzung jener kirchlichen Einrichtung seitens der Männer zu schliessen braucht. Sehen wir doch, wie sich anderen Ortes die gesamte Bevölkerung zusammentut, darüber zu klagen, dass man ihr deren Genuss entzogen hat. Nachdem den Tachauern zwei Geistliche mit den Sakramenten entflohen waren, fühlten sie sich äusserst unglücklich, da sie nun nicht leben könnten „wie es guten Christen gebührte". Ohne das heilige Sakrament wollen und können sie nicht sein. Und darum bitten sie den Bischof, sie in ihrem „jamer, geprechen und grossen ellende" mit einem neuen Sakramente zu versehen [2]).

Ein weiteres kirchliches Gnadenmittel, das zwar im Zusammenhang mit der hierarchischen Finanzpolitik manchen schweren Angriff erfährt, wird prinzipiell von der öffentlichen Meinung durchaus hochgehalten; das ist der Ablass, den man meist, wie sich ein Chronist ausdrückt, „mit grosser innicheit" zu gebrauchen pflegte. Als 1450 das Speierer Münster niedergebrannt war, wurde für seinen Wiederaufbau auf einige Monate ein Ablass ausgeschrieben. „Und meinten vil leut das got diss ding darumb gefugt hett, das die grosse sunden, die villicht verschwigen, gebeicht wurden [3]). Und so viel hielt man von dieser Einrichtung, dass ein Augsburger Bruder mit seiner Warnung, für römischen Ablass Geld zu geben, weiter nichts erreichte, als dass die Menge bei seiner Ankündigung durch den Bischof nur vorübergehend aufbrauste, um ihm aber gleich darauf reichen Zuspruch zu erweisen [4]). Den Ablass an sich anzugreifen, wagt aber nur ein aufgeklärter Mann: „Eine Strafe, die Gott einem Fehlenden bestimmt hat, kann kein Mensch erlassen" [5]). Diesen

[1]) NF 12.
[2]) PUB I, 442.
[3]) Weissenburger Chronik des Eikhart Artzt. AM II, 232.
[4]) Hektor Mülich Chr XXII, 107.
[5]) Johann von Wesel, adversus indulgentias disputatio MW I, 116.

Gedanken führt Johann von Wesel in einer besonderen Schrift aus. Er legt dar, dass in den Evangelien alles zum Heil Notwendige enthalten sei, doch über den Ablass mit seinen Abstufungen der Grösse der Sünden geschehe dort keine Erwähnung. Die Kirchenväter hätten nicht über ihn geschrieben. Unbedingte Wahrheit könne in dieser Institution aber auch schon deshalb nicht liegen, weil diejenigen Gelehrten, die sich mit ihr befasst hätten, zu keiner einheitlichen Ansicht gekommen wären [1]).

Der wahrhaft Fromme suchte sich aber noch andere Wege, seine Gottergebenheit zu betätigen, als er es allein durch den Gebrauch der von der Kirche gebotenen Gnadenmittel tun konnte. Der eine unterwarf sich der Selbstpeinigung, wie eine Frau in Mainz, die einen eisernen Panzer trug [2]). Anderen erschien das Gelübde der Keuschheit als etwas besonders Löbliches. In beiden Fällen haben wir es vorzugsweise mit Frauen zu tun, die mit grösster Hingebung ihren Vorsätzen nachgehen. Eine Jungfrau z. B., die Keuschheit geschworen, vermochte nicht die Strenge ihres Herrn einzuschüchtern, einen Sklaven zu heiraten [3]). Aber wie dieser Mann wenig Achtung zeigt, so sehen wir, dass auch das ganze männliche Geschlecht in jenen Tagen zu der aus dem Innersten hervorgegangenen Betätigung der Frömmigkeit überhaupt sehr geringe Neigung verspürte. Nider lässt denn auch den Piger im Formicarius aussprechen: er wundere sich, dass in seiner Gegend nicht mehr wie einst Männer gefunden würden, die ihrem Körper Fasten und Enthaltsamkeit, Geisselungen und strenge Übungen zumuteten. Der Theologus muss diese Tatsache zugeben und erklärt dieses Nachlassen aus dem Einflusse der Luft, der körperlichen Konstitution, aber auch aus der Haltung der Jugend und ihrer Heuchelei [4]). Und dass die Männer sich mit dem Reinheitsgelübde der Frauen nicht abfinden wollten, beweist die deren Aufrichtigkeit gegenüber recht nüchterne Klage, „dass ihnen auf diese Weise die nötigen Gattinnen entzogen würden“ [5]). Seinen geistlichen Kollegen aber, die sich gegen jenes Gelöbnis aussprachen, wirft Nider vor, dass sie das nur täten, „weil sie die Lehre der Heiligen nicht kännten und selbst der Wollust fröhnend aus Schlechtigkeit die Tugend der Keuschheit hassten“ [6]).

[1]) Johann v. Wesel, a. a. O. MW I, 113. — [2]) NF 65. — [3]) NF 160. [4]) NF 65. — [5]) NF 36. — [6]) NF 41.

Konnte man sich an vielen Orten nicht in die Erscheinungen der Herzensfrömmigkeit hineinfinden, so tappte man doch nicht blind in die Welt, sondern suchte sich andere Wege, auf denen man den Drang seines Glaubens stillen konnte. Man hielt mehr davon in der Verehrung sichtbarer Dinge den Schöpfer zu verherrlichen. Sehen will man. Dem eigenen Auge soll sich die Allmacht und Allwissenheit offenbaren. Und was es nur einigermassen zulässt, das sucht man mit Gott unmittelbar zu verknüpfen. Der Glaube veräusserlicht, aber in seiner Veräusserlichung ist er umso lebhafter. Und zu allem, was die Kirche selbst an Sinnfälligem bietet, greift man zu. Hier spielen denn besonders die Heiligenbilder und am meisten die Reliquien eine Rolle. Als „eine schöne Procession" gilt die, die man in Marienburg 1454 beging dadurch, dass man zwei Heiligenbilder vorantrug [1]). Aber als einst gar die Franziskaner in einem Kloster ein Marienbild herunternahmen und es in Stücke schlugen, indem sie jenes als Abgötterei bezeichneten, fügt ein Chronist ausdrücklich hinzu: „alle de lude in dussem lande en werens nicht gelike wel to vreden" [2]).

Weiterhin lehren uns zahllose Beispiele, wieviel man von Reliquien hält. Schon der einzelne Mann verwendet grösste Mühe darauf, heilige Gegenstände in seinen Besitz zu bringen. So ist ein Bürger mächtig stolz, angeben zu können, dass er bereits 308 solcher Stücke gesammelt habe [3]). Aber auch ganze Städte streben, derartige Kostbarkeiten in ihren Mauern zu sammeln und zu erhalten. Im Mittelpunkt steht hier Aachen, wo sich verschiedene Reliquien befinden, die mit der Person Jesu in Verbindung stehen sollen. Voll Ehrfurcht sagt einer davon, es sei alles sehr köstlich [4]). Schon als eine besondere Gnade Gottes betrachtet man es, jene Dinge nur gesehen zu haben [5]). Ihren Wert glaubt man dadurch erwiesen, dass sogar Kaiser Friedrich III. sie sich i. J. 1442 hatte zeigen lassen [6]). Die Aachener hielten viel auf ihren Besitz, so dass sie i. J. 1425

[1]) Geschichten von wegen eines Bundes. SRP IV, 141.
[2]) Chronik des Johann Kerkhörde Chr XX, 131.
[3]) Gedenkbuch von Nik. Muffel Chr 745.
[4]) Joh. Kerkhörde Chr XX, 39.
[5]) EW 200.
[6]) Klingenberger Chronik 219.

mit ihren Geistlichen uneins wurden, weil das Gerücht ging, dass diese „die würdigen Heiligtümer“ wegführen wollten; und man meinte, „das es got und die jungfrowe Maria gotes mutter nit weltent, das es verswigen blibe“ [1]). Und wie man sich für die eigene Stadt sorgte, so fühlte man auch mit anderen Orten, wenn sie in gleicher Hinsicht bedrängt wurden. Als ein Soldat durch Verrat in eine Burg eingedrungen war, findet man es besonders verabscheuenswert, dass er die Reliquien, die sich hier befanden, ins Feuer warf und verbrannte [2]). — Übrigens stehen unter den Heiligtümern die oben an, die mit Jesus zusammenhingen, wie wir es bei Aachen sahen. Eine Frau zeigte einmal ein Linnen, auf dem Jesu Körper abgebildet war, und gab es als dessen Schweisstuch aus. Und es erfolgte dorthin ein grosser Zulauf aus den umliegenden Provinzen. Berichtet auch der Chronist von der Täuschung, die hier begangen wurde, so hält er doch an derartigen echten Reliquien unbedingt fest [3]).

Und wenn man alle diese Dinge, die nur äusserlich mit heiligen Personen in Konnex standen, so hoch stellte, so war es nicht allein das Bedürfnis, letztere in ihnen zu verherrlichen, sondern es wirkte dabei die Hoffnung mit, die Heiligkeit auch sichtbar betätigt zu sehen. Und damit tritt der Wunderglaube in Wirkung. Zu den schlimmsten Erscheinungen, die der überreizte Sinn des Volkes, sein Durst nach Wundern gezeitigt hat, gehört jedenfalls der Kinderkreuzzug der Jahre 1455—59 nach dem heiligen Michaelsberg in der Normandie, in dem Falk sehr richtig eine Volkskrankheit sieht [4]). Die Zeitgenossen nehmen eine verschiedene Stellung dazu. Nennen es die einen eine sehr fromme Sache [5]) und sehen in ihr einen tiefen Ernst [6]), zumal sie zu sagen wissen, dass, wenn man die Kinder nicht habe ziehen lassen wollen, sie gestorben seien [7]), so machen die andern gegen diese Ausartung entschieden Front. „Es war ellend

[1]) EW 202.
[2]) Hermann Korner, Chronica novella hersg. v. J. Schwalm 1895. S. 431.
[3]) Chronicon Cornelii Zantfliet S. Jacobi Leod. monachi CMD V, 461.
[4]) Histor.-polit. Blätter für d. kathol. Deutschland, Jahrg. 1887. 1. S. 577.
[5]) Joh. Kerkhörde Chr XX, 136.
[6]) Eikhart Artzt a. a. O. AM II, 244.
[7]) Hektor Mülich, Chr XXII, 127.

und jämerlich zu sehen, das die kind also wider willen vatter und mutter hinweg lieffen“ [1]).

Doch nicht nur die Neugier des Gesunden, auch der Schmerz des Kranken — allerdings erklärlich — trieb hin zu den Stätten, die Wunder gebären sollten. Hier glaubte man für alle Leiden Heilung zu finden [2]). Ein Unterleibskranker, der nirgends Genesung finden konnte, pilgerte zu einem heiligen Grabe, wo er wirklich gesund geworden sein soll [3]); und das hält man durchaus für möglich.

Aber nicht allein die Reliquien umfasste der Wunderglaube, sondern man zog auch rein kirchliche Dinge in seinen Kreis. Eine Pest des Jahres 1460, die nur Männer hinraffte, glaubt man mit Messen, Fasten und allerlei anderen Entbehrungen beschworen zu haben [4]). Dass man dem Abendmahlssakrament besonders gerne Wunder zuschrieb, das brachte seine Heiligkeit mit sich, mit der man es umgab. Eine fromme Jungfrau in Köln war an Mundstarre erkrankt; als ihr bei ihrem nahenden Tode der Priester den Leib Christi reichte, da soll sie den Mund geöffnet haben unter dem Staunen aller Anwesenden, die in diesem Wunder eine Offenbarung göttlicher Gnade sahen [5]). Ein anderes Mädchen ass 26 Jahre nichts, als dass sie jährlich das Abendmahl nahm. Als ihr der Geistliche versuchsweise eine ungeweihte Hostie gab, wäre sie beinahe gestorben, wenn man ihr nicht gleich eine geweihte gereicht hätte [6]). Was man bei einfachen Hostien schon für möglich hielt, das musste man erst recht bei den seltsamen blutigen Hostien erwarten. Sie erfreuten sich deshalb einer ganz besonderen Verehrung, die schliesslich einen so breiten Umfang annahm, dass sich der Kardinal Nikolaus von Cusa auf seiner Legationsreise im Jahre 1451 genötigt sah ein-

[1]) Heinr. Steinhöwel, Beschreibung einer Chronic von Anfang der Welt, Frankfurt 1331.

[2]) Fascilus temporum usw. S P St II, 572.

[3]) Tagebuch des Presbyters Andreas von Regensburg v. 1422—27, SO I, 19.

[4]) Chronicon S. Aegidii in Brunswig. SL III, 597.

[5]) NF 140.

[6]) Herm. Korner a. a. O. S. 463.

zuschreiten[1]). Den Anstoss gab ihm die Wallfahrt nach Wilsnack, wo solche Hostien gezeigt und stark besucht wurden. In einem besonderen Erlass[2]) erhob Cusa seine gewichtige Stimme dagegen und richtete die schwersten Vorwürfe gegen die Geistlichen, dass sie des Geldgewinnes halber solche Wunderdinge zeigten und das Volk anlockten. Er erklärte, solche Verhältnisse, die dem Glauben widersprächen und nur die ungebildeten Massen irreführten, nicht ohne schwere Beleidigung Gottes übergehen zu dürfen. Der katholische Glaube lehre, dass der geweihte Leib Christi nur geweihtes Blut in seinen Adern gehabt habe. So bestimmt er, dass sofort alle solche Hostien bei Strafe des Interdiktes zurückgezogen werden und zwar in ganz Deutschland. Schliesslich gibt Cusa in seiner Kundgebung zu erkennen, dass er überhaupt von sichtbaren Dingen, bei denen jetzt das Volk sein Heil suche, nichts wissen will. — Wenn auch diese offene Sprache Cusas erst grosse Verwirrung anrichtete, so blieb die Wallfahrt nach Wilsnack doch bestehen. Und ein Chronist, der von dem Verbot des Kardinals und auch davon berichtet, dass die Geistlichen von Magdeburg stets „gegen das heilige Blut“ gewesen seien, verfehlt es nicht, demgegenüber zu erzählen, dass 40 Jahre lang viel Volk zu jener Stätte zog und dass dort grosse Wunder geschahen[3]). Wir sahen, wie der kritischere Geist die Wunder und Wallfahrten verwirft, aber die allgemein verbreitete Stimmung huldigt ihnen doch. Und Rolewink scheint im Sinne der grösseren Menge zu sprechen: einige Leute wollten zwar nichts davon wissen, andere dagegen meinten, dass Gott bisweilen dem schlichten Volke Wunder zeige, um den Glauben zu stärken; und wenn es ausziehe in der Hoffnung, durch Anrufung erhört zu werden, dann müsse man derartiges eher zulassen als verhindern[4]). Und Nider stützt diese Fürsprache mit seiner Er-

---

[1]) Vgl. hierzu Grube im Jahrb. der Görresgesellschaft I, S. 406 f. Gr. wendet sich hier u. a. gegen Cusas Biographen Scharff (Mainz 1843), der auf pag. 164 den Kardinal als einen „aufgeklärten und eifrigen Feind des Aberglaubens“ preist.

[2]) Nova Subsidia diplomatica ad selecta iuris ecclesiastici Germaniae et historiarum capita elucidanda concessit et edidit St. A. Würdtwein. Heidelberg 1788. Bd. XI. S. 382—384.

[3]) Joh. Kerkhörde Chr XX, 122.

[4]) Rolewink, de laude veteris Saxoniae S. 194.

zählung, dass ihm auf seinen Reisen häufig Klagen zu Ohren gekommen seien, weshalb Gott die Gemeinden nicht mehr durch Wunder stärke oder durch Heilige zum Schutze des Glaubens zu einem guten Leben erleuchte wie einst[1]). Wird nun noch hinzugefügt, dass glaubensschwache Leute so gesprochen, so scheint uns daraus zu erhellen, dass man stellenweise mit Wundererscheinungen nicht zufrieden war, wie wir sie betrachtet haben, sondern noch extremere Anknüpfungspunkte suchte.

Und tatsächlich greift man weit aus, und eine unbändige Phantasie schaltet ringsum in der Welt, selbst schaffend und aufnehmend, aber ein Widerspruch lässt sich kaum vernehmen. Zu dem Extremsten, dem wir hier begegnen, gehört der Bericht eines von finsterstem Aberglauben strotzenden Vorkommnisses in Polen. Ein Fisch von der Breite und Grösse eines lebenden Mannes soll hier gefangen worden sein; geschmückt war er mit Mitra, Hirtenstab, weisser Stola und Sandalen, d. h. wie ein Bischof. Auf Fragen in allen Sprachen antwortete der Fisch nicht. Als aber der König, der zugegen war, ihn einsperren wollte, baten die anwesenden Bischöfe für ihn, und man brachte ihn auf einem Wagen wieder zu dem Wasser, wo man ihn gefangen, „damit Gott, dessen Werke unerforschlich sind, die Natur und ihre Betätigung offenbarte, auf dass nicht dem König und seinem Volke davon Unheil geschehe". An dem Meere erteilte der Fisch seinen Segen und verschwand[2]).

Aber nicht allein in Tieren wie in diesem Fisch, sondern auch in Pflanzen, Bäumen und Steinen sah man merkwürdigste Wunderobjekte. Man spricht von Früchten, die bei ihrem Falle das Bild des Kreuzes zeigten, Steinen aus einer Quelle, die mit heiligen Namen versehen waren, Bäumen, die ohne Pflege in der Weihnacht grüne Früchte hervorbrachten. Und eine erregte Menge vernimmt das und staunt.

Konnte man nun derartige krasse Wunderlügen, die ohne jeden tatsächlichen Anhalt waren, zusammenreimen, und fanden sich Leute, die an deren Wahrheit glaubten, so hat die ganze Art, mit der man auffallende Ereignisse aus der Wirklichkeit

[1]) NF im Prologus.

[2]) Chronicon magnum Belgicum SPSt III, 407.

gestaltete, nichts Erstaunliches mehr an sich. Die Möglichkeit unmittelbaren Eingreifens Gottes zweifelte man nicht an, und am ehesten musste man sie für erwiesen erachten, sobald man irgend einen einschneidenden Vorgang mit der Sünde eines Menschen in Verbindung bringen konnte. Einmal ging in einer luxemburgischen Stadt ein Haus in Flammen auf, und man findet die Ursache darin, dass dort Leute vor dem Abendmahle Würfel spielten und dabei fluchten [1]). Oder einen Magister ereilt nur der Tod, weil er einen Kaufmann unschuldig hatte hängen lassen[2]).

Wie in diesen Fällen, so gibt überhaupt der Gedanke an den göttlichen Richterspruch eine Hauptanregung für den Wunderglauben. Das beweist vor allem die Aufnahme einer weitbekannten Erscheinung, wie es die der Jungfrau von Orleans war. Den meisten Zeitgenossen galt dieses Mädchen als ein göttliches Werkzeug [3]). Der barmherzige Gott war es, der in ihr dem bedrohten König von Frankreich eine unverhoffte, nie geahnte Hülfe geschickt hat [4]). Und ein Engel hat Johanna mit dieser Mission betraut und sie während deren Ausführung geleitet, „also id steyt to lovende". Doch trotz alles Staunens über die Wunder war man sich doch nicht einig über die Art des Geistes, der sie führte [5]). Nider berichtet zwar von der Entscheidung der Gelehrten, die in Johanna einen bösen Geist wirkend feststellten [6]). Doch drückt er damit keineswegs einen Zweifel an der göttlichen Sendung der Jungfrau aus. Denn nach seiner Lehre lässt Gott nur böse Geister gegen böse Menschen wirken, und so verliert sie auch bei ihm — nur mit einem solchen Geiste zur Vollstreckung eines göttlichen Urteils erfüllt — nichts von ihrer göttlichen Verbindung, von ihrer Heiligkeit. Immerhin sehen wir, dass man sich das Auftreten des tapferen Weibes nur erklären kann, indem man übernatürliche Kräfte einführt. Übrigens erscheint den Leuten Johanna in noch mystischerem Ge-

[1]) Adrian de Veteri-Basco, chronicon rerum Leod. sub. Johanne Heinsburgio et Ludovico Borbonio episcopis, CMD IV, 1201.
[2]) Herm. Korner a. a. O. 457.
[3]) EW 246.
[4]) Herm. Korner 495.
[5]) Chronicon magnum Belgicum SPSt III, 401.
[6]) NF 387.

wande, weil man von alten Prophezeiungen weiss, die ihre Ankunft vorhergekündet haben sollen [1]).

Dass Gott besonders bei Gefährdung geistlicher Interessen seinen Willen zugunsten der letzteren kundgebe, das wussten die beteiligten Kreise zu erzählen und vermochten dadurch die Gegner einzuschüchtern. In einer Stadt der Konstanzer Diözese sollte eine Vormauer errichtet werden, wozu alle Insassen, d. h. auch die Kloster- und Ordensangehörigen, herangezogen werden sollten. Die Weigerung der letzteren auf Grund ihrer Armut blieb bei dem Volke — „roh" nennt es der Erzähler — unerhört. Und nun sehen die klerikalen Zuschauer eine Strafe für die sündige Forderung darin, dass nachher das Stück der Mauer einfiel, das die Orden hatten bezahlen sollen [2]). Oder als die Schweizer ein Cistercienserkloster besetzten und einige Bewohner daraus vertrieben, erzählt ein Chronist ohne Zweifelswort, wie ein Marienbild als Ausdruck des Grams über jenen Frevel Schweisstropfen gezeigt habe [3]).

Und hatte man alle diese ausserordentlichen Ereignisse als Offenbarung des göttlichen Richters angesehen, so lag der Gedanke nahe, derartiges auch in den veränderungsreichen Vorgängen der Natur, in Wind und Wetter, Regen und Sturm zu erblicken. So sieht man den Diebstahl einer heiligen Lanze durch eine Frau in Blomberg in einem Unwetter bestraft, das auf fünf Meilen hin

[1]) Döring (SM III, 4) führt eine Prophezeiung Bedas über die Jungfrau an, die sich aber in dessen Werken nicht findet (Quicherat, J., Procès de condamnation et de rehabilitation de Ieanne d'Arc dite la Pucelle [Societé de l'histoire de France 24, 37, 42, 46, 60 Paris 1841—49] III, 338):

Bis con bis . . . bis septem C sociabunt
Gallorum pulli thauro nova bella parabunt
Ecce boant bella, portat vexilla puella.

Es sind wohl dieselben Worte, von denen Rufus (Chr XXVIII, 312) spricht. Quicherat hat diese Verse bei verschiedenen älteren französischen Schriftstellern nachgewiesen (III, 338, IV, 323 u. 481), die eine Herstellung der bei Döring verstümmelten ersten Zeile ermöglichen und damit das Chronogramm vervollkommnen z. B. IV, 323: b I s seX CVCVLLI, b I s septeM se soCIabVnt = MCCCCXXIX.

[2]) NF 304 f.

[3]) Felix Hemmerling, dialogus de Suitensium ortu, nomine, confoederatione et quibusdam gestis im Thesaurus historiae Helvetiae (Tiguri 1735) S. 8.

durch Sturm und Hagel die Saaten vernichtete [1]). Oder wenn i. J. 1420 bei einem leichten Mairegen unter Blitz und Donner drei Häuser zusammenstürzten und ein Mädchen dabei seinen Tod fand, so ist man überzeugt, dass dies nur geschehen konnte infolge der Ungerechtigkeit der Christen, denn „es forcht niemand meh Gott weder gewaltig noch andere und entehrt man die Heiligen . . . jedermann thut was er will oder mag“ [2]). Und einen gleichen Grund hat man auch für ein Erdbeben in Italien, das 1456 viele Städte zerstörte „daz was alles, daz sie got erzornet hetten swerlichen und was wol zu schetzen gegen dem, daz got die 5 stette liesse undergen und daz ganze lant dar umme, Sodoma, Gemorra alz in der bibelen geschriben stat“ [3]).

Übrigens fasste man Unwetter als Strafe für böses Tun auf, so musste man erwarten, dass man sich gutes Wetter durch fromme Betätigung erlangen könne. Und solche Hoffnung hegte man, wenn man feierliche Prozessionen mit den heiligen Sakramenten veranstaltete [4]).

In diesen Zusammenhang gehört auch der Glaube an bestimmte Himmelserscheinungen. Man ging hierbei, wie Schindler ausführt, von religiöser Grundlage aus. Denn zahlreiche Bibelstellen zeigen, „dass durch des Himmels Lauf viele Dinge vorher verkündigt werden, dass auch die irdischen Dinge Kraft und Verhinderung aus des Himmels Lauf bekommen“. Kein rechtgläubiger Christ konnte zweifeln, dass der Lauf der Gestirne mit den Ereignissen auf Erden in Wechselwirkung stehe [5]). Und die Quellen beweisen uns diese Sätze. I. J. 1433 ging z. B. ein Komet auf „und bedeut auch etwas“ [6]), so bemerkt man. Bei dem Sternenglauben stützt man sich gerne auf die Zeugnisse älterer Astrologen [7]), zumal man manche ihrer Auslegungen auf die eigene Zeit ausdeuten zu können glaubt. Ptolemäus hatte im Zeichen des Fisches einen Kometen gefunden und u. a. von

---

[1]) Chronicon S. Aegidii SL III, 597.

[2]) Konr. Justinger 383.

[3]) Speirische Chronik QM I, 415.

[4]) Cölner Jahrbücher des XIV. u. XV. Jahrh. Chr XIII, 178.

[5]) Schindler, H. Br., Der Aberglaube des Mittelalters, Breslau 1858, S. 236.

[6]) Chronik aus K. Sigmunds Zeit bis 1434, Chr I, 389.

[7]) Thomas Ebendorfer v. Haselbach, österreich. Geschichte SRA II, 844.

ihm gesagt, er deute hin auf Wind, Hagel und Erdbeben, auf einen König, dem es nicht wohl ergeht, auf Verheerung der Länder, Streit der Geistlichen, Teuerung der Fische und den Sturz der Hohen. Jene Erscheinung stellte sich i. J. 1456 wieder ein [1]), und man nimmt des Ptolomäus Deutung von neuem auf. Das ist dann offenbar derselbe Komet, dem, wie ein Salzburger Chronist erzählt, viel Übel nachfolgte: Herzog Ulrich von Cilly wurde getötet, dann sein Mörder Ladislaus Huniady sowie dessen Vater, und schliesslich wurde K. Ladislaus vergiftet [2])[3]). Oder es stellten sich nach ihm grosse Wasser, Pestilenz und Zwietracht zwischen den Ländern und Fürsten geistlichen und weltlichen Standes ein [4]). — Sogar die Stellung eines Kometenschweifes lässt man nicht eine zufällige sein. Während des Deutschordenskrieges in Preussen richtete natürlich ein Komet seinen Schwanz nach jener Gegend hin [5]). Und ein anderer wies nach Süden, weil dort 100000 Türken durch wenige Kreuzfahrer niedergemacht wurden [6]). — Übrigens will man selbst bei einem gewöhnlichen Planeten einer bestimmten Stellung nicht ohne Deutung zusehen. Auf eine solche führt man die gefahrvollen Zeiten zurück, die sich i. J. 1426 durch wunderbare und ungewöhnliche Ereignisse zu erkennen gaben [7]). — Die Sonne brachte auch allerlei Anregungen, so vor allem, wenn sie mit Nebensonnen auftrat. Sofort war man dabei, Beziehungen zwischen dieser astronomischen Erscheinung und bestimmten Vorgängen

[1]) Speir. Chronik QM I, 407.

[2]) Chronicon Salzburgense MD II, 141.

[3]) Die weitaus grösste Zahl der Quellen lässt diesen Ladislaus eines unnatürlichen Todes sterben entweder um den wegen seiner Schicksale und seines frühen Todes schon bemitleidenswerten, jugendlichen König noch sympathischer zu machen oder um dem so verhassten Böhmentum noch mehr Hass in deutschen Herzen zu erwecken. Tatsächlich aber war Ladislaus ein Opfer der Beulenpest (vgl. LWG IV, 169).

[4]) Anonymi Chronicon austriacarum in Selecta juris et historiarum tum anecdota, tum iam edita sed rariora, hrsg. v. Senkenberg (Frankfurt 1734—42, 6 Bde.) V, 9.

[5]) Sigm. Rositz, gesta diversa transactis Temporibus facta in Silesia at alibi SRSSg I, 89.

[6]) Matthiae Döringi Doct. ord. minor. continuatio Chronici Theod. Engelhusi. SM III, 22.

[7]) Herm. Korner 469.

auf der Erde aufzustöbern. 1432 hatte man 3 Sonnen beobachtet und will sogar, als deren zwei verschwunden waren, zahllose Würmchen auf dem Schnee gesehen haben. Und gleich hat man allerlei zur Hand, wofür man die Ankündigung in jenem Himmelswunder sah. Gerade in jener Zeit waren die Zigeuner[1]) auf ihrer Wanderung durch Deutschland begriffen, und sie hatten sich so interessant zu machen gewusst, dass man ihr Auftreten der Anzeige durch den Himmel für wichtig genug hielt[2]). Ein anderer Chronist sieht in dem Sonnentrio die Verkündigung des dreifachen Regimentes in der Kirche: der Spaltung in die Parteien Eugens, des Koncils und der fürstlichen Neutralität[3]). — Einer Sonnenfinsternis muss man selbstverständlich auch einen Sinn unterlegen. So ist 1448 „darauff gefolgt und entstanden gross grausam krieg in vielen landen und sunst vil andere übel sein nachgefolgt und vil mer in Griechenland“[4]). — Bei des Papstes Tod weiss man sogar von der Erscheinung eines Kreuzes in der Sonne zu erzählen[5]). Übrigens ist der Sonnenglaube keine Erscheinung, die nur auf das Volk beschränkt war, vielmehr beherrscht er bezeichnenderweise die ganze Christenheit, Hoch wie Niedrig. Papst und Kaiser hielten sich ihre Astrologen, um sich Dinge aufklären zu lassen, die Thomas von Aquino der kirchlichen Lehre angegliedert hatte[6]).

Durch die Verknüpfung von Naturvorgängen mit gewissen Ereignissen im Erdenleben zeigte man also, dass man Prophezeiungen für möglich hielt, wenn man allerdings auch nur rückschliessend die Bänder knüpfen konnte. Vernehmen wir hier keinen Zweifel, so verhält sich die öffentliche Meinung nicht so geschlossen beistimmend den Weissagungen gegenüber, die aus menschlichem Munde geschahen. Einige Beispiele zeigen uns das deutlich. Unbedingten Glauben bewiesen die Lütticher. Eine Prophezeiung, die viel Unheil ankündigte, erregte in dem Volk grosse Furcht,

---

[1]) Näheres über die Zigeuner s. Krieg, G. B., Deutsches Bürgertum im Mittelalter, Frankf., 1871. S. 148/9.

[2]) Joh. Rothe, Düringische Chronik (hrsg. v. R. v. Liliencron, Jena 1859) TGQ III, 679.

[3]) Fascilus temporum SPSt II, 572.

[4]) Heinr. Steinhöwel S. XXXVII a.

[5]) Chronicon S. Aegidii SL III, 597.

[6]) FDL 112 ff.

obwohl sie erst durch Vordatierung um 100 Jahre die gegenwärtige Zeit bezeichnete. Und die Angst vor dem Angekündeten beschäftigte die Gemüter so sehr, dass die Leute unter sich Betrachtungen über die Zukunft anstellten [1]). Handelte es sich hier um ein eventuelles Ereignis, an dem jeder beteiligt sein konnte, und war deshalb die allgemeine Aufregung durchaus erklärlich, so war das bei der Vorhersage ihres Todestages durch eine Freiburger Nonne nicht der Fall; und doch eilte eine grosse Menge Menschen gespannt zu dem Kloster hin. Sogar die Stadtbehörde schickte kluge Leute, die den Tatbestand feststellen sollten. Wenn darin auch ein gewisser Zweifel liegt, so ergibt sich doch daraus wiederum der Glaube an die Möglichkeit einer Weissagung. Jene Jungfrau starb nun zwar nicht, doch wusste man, ausser einigen Spöttern, festzustellen, dass die geistige Entrückung der Nonne eine Art Tod gewesen sei [2]). Gegenüber Prophezeiungen durch Frauen scheint es aber doch eine merkliche Zahl derer gegeben zu haben, die ihnen bedenklich gegenübertraten, wie sich aus einer Äusserung Niders entnehmen lässt. Er berichtet, wie eine fromme Frau den Brand ihrer Stadt angekündigt und sogar das Haus bezeichnet hätte, in dem er beginnen würde, was denn auch wirklich eintraf; und er fügt hinzu, dies bewies, dass man das weibliche Geschlecht nicht immer verachten dürfe [3]). Aber auch dem weissagenden Manne gegenüber wurden Zweifel laut. Als einmal ein Klosterbruder seinen Sterbetag vorherbestimmte, glaubten es einige seiner Genossen als Irrsinn oder Träumerei bezeichnen zu müssen, während andere ihm aufs Wort vertrauten [4]).

Bisher hatten wir nur Erscheinungen beobachtet, bei denen man mit mehr oder weniger grosser Deutlichkeit Gottes Hand unmittelbar wirkend glaubte. Die pessimistische Stimmung nun, die sich überall zu erkennen gab und dazu „die Phantasie der allgemeinen Weltanschauung", die das ganze Menschenleben ergriffen hatte, schufen einen fruchtbaren Boden für eine Art von Vorstellungen, die gerade im XV. Jahrh. eine besondere

[1]) Chronicon rerum Leod. CMD IV, 1219.
[2]) NF 230.
[3]) NF 102 f.
[4]) Senatorium sive dialogus SRA II, 654.

Ausgestaltung erfuhren. Es handelt sich um eine Erscheinung, die als Zauberwahn und Teufelsglauben auftritt. Dass diese Anschauungsweise den grossen Umfang annehmen konnte, wie sie es getan hat, war das Hauptwerk der Scholastiker, deren bedeutendste Vertreter wie Petrus Lombardus, Albertus Magnus und Thomas von Aquino wir mit höchstem Eifer an der Arbeit über jene Frage sehen [1]), was schliesslich zur theologischen Systematisierung des Wahnglaubens führt. Alle Versuche, dieser „vollständigen Entgleisung des menschlichen Geistes“ [2]) entgegenzutreten, wurden von der gelehrten Masse ihrer Verfechter empört zurückgewiesen. In der Weiterentwicklung jener Anschauungen war es ein wichtiges Resultat, dass man die Verbindung von Menschen und Dämonen für möglich hielt, woraus sich dann die Verknüpfung der Zauberei mit dem Ketzertum ergab. Das führte weiter dahin, dass sich der Begriff des Hexenwesens und die Auffassung einer Zauberer- und Hexensekte bildete [3]). Dass der so aufgebaute Glaube auch in Deutschland festen Boden fassen konnte, dazu hat nach dem Kirchenhistoriker Karl Müller der Dominikaner Johannes Nider mit seinem Formicarius [4]) das meiste getan [5]).

In seiner Schrift gibt dieser Mönch eingehende Darlegungen über die in Frage stehende Materie. Wir vernehmen hier vor allem seine Überzeugung von der Existenz der Teufel und Dämonen. Er weiss, dass diese Wesen in verschiedenster Art

---

[1]) J. Hansen, Zauberwahn, Inquisation und Hexenprozess im Mittelalter und die Entstehung der grossen Hexenverfolgung. München u. Leipzig 1900. S. 122 ff.

[2]) Hansen a. a. O. S. 3.

[3]) Hansen a. a. O. S. 35.

[4]) Es ist höchst bedauerlich, dass der dem Apiarius des Dominikaners Thomas Brabantinus nachgebildete Formicarius seit dem Druck von 1692 (mit Einleitung von Prof. Herm. v. d. Hardt) keine Neuausgabe mehr erfahren hat, die dies kulturhistorisch wichtige Werk des unmittelbar aus dem Leben schöpfenden Dominikaners verdiente. Die Abfassungszeit liegt in den letzten Lebensjahren Niders, der 1438 starb. Und wenn er im III. Buche schreibt: seit der Reformierung des Katharinenklosters in Nürnberg, die 1438 erfolgte, sunt vix novem anni transacti, wird man sich an das Jahr 1437 halten müssen. Näheres über Nider in der Allg. Dt. Biogr. XXIII, S. 641—646 (v. P. Beck), wo auch die bekannten Ausgaben des Formicarius aufgeführt sind.

[5]) MKG II, 165 f.

auftreten: sie narren den Menschen, bedrängen ihn in der Nacht oben und unten, verführen zur Unzucht, zerfleischen oder töten ihn [1]). Sie haben Macht über die Natur; Blitz und Donner, Sturm und Wind können sie erwecken, allerdings nur mit Erlaubnis Gottes [2]), denn häufig sind sie dessen unmittelbare Werkzeuge, die er mehr gegen Sünder als gegen Gerechte wüten lässt. Danach ist ihre Stellung zwischen Gott und den Menschen zu suchen. Ihre Macht ist insofern beschränkt, als sie an dem Frommen versagt, wie auch die Heiligtümer der Kirche ihnen hinderlich sind und ihre Kräfte mindern. Ebenso geht es natürlich auch den Menschen, die mit diesen Geistern im Bunde sind [3]). Auf dieser Schwäche fusst auch die Form, in der die Dämonenjünger mit ihren Meistern abschliessen: sie müssen nämlich das Christentum abschwören, dürfen nie das Abendmahl nehmen oder auch nur verehren und müssen das Kreuz beschimpfen [4]). Eine besondere Art der Teufelsbündler kennt man in den sogenannten Nekromantikern, denen man nachsagt, dass sie die Zukunft vorausmelden und Verborgenes durch die Enthüllung ihrer Dämonen offenbar machen können [5]). Gegen die finsteren Geister selbst kann man sich durch Beschwörungen schützen, was sogar die Gelehrten für erlaubt erklären [6]). Denn schon in der Berührung mit ihnen oder ihren Schülern sieht man etwas Verwerfliches. Ein vornehmer Herr aus der Nähe von Halle, der oft im Krieg mit den Städten lag, hatte unter seinen Leuten einen Mann, der sich als Dämon zu erkennen gab. Aber wenn er trotz dieser Entdeckung diesen Gehülfen nicht entliess, so bemerkt Nider, dass jener wegen des Geistes nicht so erschreckt war, wie er hätte sein müssen [7]). Die Darlegungen unseres Gewährsmannes würden als seine eigenen persönlichen Anschauungen erscheinen, wenn er uns nicht zahlreiche Beispiele anführte, die ihm auf seinen Reisen begegnet sind und die beweisen, dass der Dämonenglaube bereits begonnen hatte, Eigentum auch der Masse zu werden. So erzählt man sich von einem Jüngling, den ein Geist ergriffen hatte, dass er plötzlich lateinisch sprach und Bibelstellen angab, was er vorher alles nicht gekonnt hatte; auch soll er von Wundern geredet haben,

[1]) NF 346. — [2]) NF 355. — [3]) NF 356 f. — [4]) NF 351.
[5]) NF 352 f. — [6]) NF 371. — [7]) NF 188.

die er im Himmel gesehen hätte. „Deshalb nahmen einige Frauen, die leichtgläubig sind, als bestimmt hin, dass Gottes Geist zugegen gewesen sei, wo nur der Teufel seinen Platz hatte“ [1]). Weiter weiss man von besessenen Menschen, die „wider menschliche Art, sogar entgegengesetzt dem Tun der Tiere, ihre eigenen Kinder verspeisen“ [2]). Diese und ähnliche finsteren Gerüchte riefen eine solche Furcht hervor, dass man sich auf Schritt und Tritt von Dämonen umgeben glaubte; und darin waren die Frauen am lebhaftesten. Weil sich einer eine Mücke ans Ohr setzte [3]), weil eine andere an ihrem Körper abnahm [4]), glaubten sie sich unbedingt von einem Geiste besessen. — Sehr durchsichtig sieht eine Dämonenerscheinung aus, die aus dem Katharinenkloster in Nürnberg berichtet wird. Hier stellten sich die Nonnen einer Reformierung solange entgegen, bis sie entdeckten, dass sich ein Geist in ihren Mauern festgesetzt hatte. Jetzt erst sollen sie sich ängstlich gefügt haben, und alsbald soll auch der Dämon verschwunden sein [5]).

Suchte sich so die Masse, die in der Lebenshaltung des Klerus ein würdiges Vorbild vermisste, neue Wege, das fromme Bedürfnis der Seele zu stillen, so bargen diese doch viel zu äusserliche Momente, als dass sie dem Menschen wirklich inneren Halt geben konnten. Und so kam es, dass das Leben der Tadler nicht besser war als das derer, die man angriff. Nider betont ausdrücklich, dass nicht allein die Geistlichkeit nicht so sei, wie sie solle, sondern dass das Volk es sogar abweise, den Spuren guter Hirten zu folgen [6]). Und dieser Gedanke von der Anfechtbarkeit auch der Laien wird oftmals ausgesprochen. „Es steht übel in der Zeit mit Geistlichen und Weltlichen, so dass keiner den anderen sich zum Vorbild nehmen kann.“ Die Laien geben den Pfaffen die Schuld, „als das doch nach meinem verston beide teil in allen bösen sachen unverschampt übel stundent, in allen bosen sunden leider got“. Denn Wucher, Unkeuschheit, listige Sünde, Schamlosigkeit sind in Pfaffen, Laien und Jungfrauen, Nonnen und Mönchen. Daraus entsteht grosse Hoffart und weiterhin die Ketzerei in Böhmen [7]). Die

[1]) NF 183. — [2]) NF 350. — [3]) NF 342 f. — [4]) NF 427.
[5]) NF 345. — [6]) NF 56. — [7]) EW 202.

Christenheit hat eben keine Treue mehr; keiner hindert den anderen am Unrecht. Herr und Knecht gehen beide zugrunde, denn Hass, Neid und Habsucht hat alle ergriffen [1]). Kein Mensch ist ja mehr aufrichtig, keines Herz ist wie sein Mund. Und wehmütig apostrophiert ein Dichter die Zeiten Kaiser Karls, wo man die Gerechtigkeit liebte, wo jeder des andern Unrecht bedauerte [2]). Neben der Klage über den mangelnden Sinn für Recht ist es die Unzucht, die man an jenen Tagen ans Licht zieht. Die Ehe, die in Treue und Einvernehmen bestehen soll, darf niemand brechen, doch jetzt handelt, wie Friedrich von Lanceronij [3]) klagt, kein Mensch darnach [4]). Ist man nun besonders darüber betrübt, dass Zucht und Keuschheit sogar von den Jungfrauen gewichen sei [5]), so jammert man nicht weniger über die schlimme, folgenschwere Haltung der Männer. Denn als 1446

[1]) LV I, 319.

[2]) LV I, 320.

[3]) Nachdem mit Aufbietung grossen Materials Böhm in seiner Ausgabe den Priester Friedrich Reiser, der der Sekte der „Kunden" angehörte, als Verfasser der „Reformation des K. Sigmund" mit Sicherheit nachgewiesen zu haben glaubte (S. 38—96), haben Keller (Allg. Dt. Biogr. 28, 122) u. Grauert (hist. Jahrb. 1882, S. 101) ihre Zweifel dagegen erhoben. Koehne hat dann (Neues Archiv 23, 689—737) Böhms ganzes Gebäude umgestossen, indem er vor allem Reisers Autorschaft ablehnt, wie er dann auch Werners Aufstellung des Stadtschreibers Valentin Eber (Hist. Vierteljahrsschr. V, 1902, S. 473 f.) verwirft (N. A. 28, 739—44). Dass der Verfasser, den K. wieder dem Priesterstande angehören lässt, sich mit dem Namen Friedrich von Lanceronij (Ausg. 171) nicht offen zu erkennen gegeben hat, darüber sind sich die Forscher einig. K. meint, dass er sich nicht nennen durfte, weil er mit seiner Schrift „in der schärfsten Form zur Rebellion gegen bestehende weltliche und geistliche Obrigkeiten auffordert". (N. A. 23, 722.) Wenn aber K. nur den Zunamen des Schreibers abweist, so scheinen uns seine Gründe zur Beibehaltung des Vornamens nicht stichhaltig. (N. A. 23, 723.) Denn soll der in Sigmunds Traum gemeinte Reformator und künftige Kaiser „Friedrich von Lantnau" heissen (Ausg. 241—46), so ist dessen Vorname in Gedanken an die deutsche Kaisersage gewählt. Und da sich der Verfasser der „Reformation" mit diesem Friedrich von Lantnau identifizieren will, lag die Wahl des gleichen Vornahmens für sein Pseudonym nahe. Unserer Ansicht nach würde man richtiger den Schreiber mit seinem bewusst angenommenen Decknamen angeben als mit der Bezeichnung „Priester Friedrich", mit der man ohne Recht den richtigen Vornamen zu treffen glaubt. Vgl. über die „Reformation" LWG IV, 96.

[4]) RKS 166 u. 180.

[5]) LV I, 510.

die Soester die Stadt Neheim verbrannten, da behauptet man: „Dit ist eine sunderlike godes wrake, wante de von Neyme und Werle hebben manichmael vor und na junfern und frauen geschant . . . de bosewichter konden nicht bedenken, dat se oek von frouwen gekomen weren. Oek handelden se untuchtichlik mit frouwen, dat nicht to schriven betemmet“ [1]). Und als Hall im Inntal in Flammen aufgegangen war, da glaubte man, das sei eine Strafe und Plage Gottes „von unser grossen sünd wegen; es will sich laider niemand bessern“ [2]). — Verschiedentlich geben die Chronisten Fingerzeige, wie man die Menschheit heben könne. Sahen wir, wie ein Dichter auf die Zeiten des grossen Karl hinweist, so betont ein anderer ausdrücklich die Bedeutung der Belehrung durch Vorbilder erwiesener Tugenden. „Wie das Wachs durch den Eindruck die Gestalt erhält, so empfängt auch die Moral menschlichen Lebens durch Beispiele seine Lehre“ [3]). Windecke schlägt für die Erziehung in gleichem Sinne vor, dass die jungen Leute ausziehen und sich frommen Menschen anschliessen sollten [4]).

II. Ansichten über die Abtrünnigen.

Es konnte nicht ausbleiben, dass Leute, denen es um wahre Frömmigkeit zu tun war, sich nicht darauf beschränkten, in der bestehenden Kirche verharrend ein gutes, reines Leben zu führen, sondern an ihr verzweifelnd ein neues Wirkungsgebiet mit neuen Ideen schufen. Zwar war der Groll der Öffentlichkeit gegen die herrschenden Missstände nicht so tief, dass sie sich gleich ganz und gar für solche Sektierer ausgesprochen hätte. Immerhin aber war die Geistlichkeit ihrer Sache so wenig sicher, dass sie schon in einfachen Berichten über kirchliche Absonderungen eine Gefahr für ihre Gemeindeglieder erblickte. So fühlt sich Nider, als er

[1]) Kriegstagebuch Chr XXI, 110.
[2]) Buckard Zink Chr V, 183.
[3]) Peter Eschenloer, historia Wratislaviensis SRS VII, 1.
[4]) EW 199.

von einer Sektenbildung in Schwaben erzählt, gedrängt, hinzuzufügen, dass diese Ketzerei so gewaltig sei, dass er nicht wage, sie vollständig darzulegen, um nicht die Ohren der Unschuldigen zu beflecken. Denn die Treulosen sehen die einzige Vollkommenheit und Tugend in der Betrachtung des Geistes der kein Fleisch und keine Knochen hat; sie gehorchen nicht dem Papste oder anderen Hirten der heiligen Kirche. Und jeder Ketzer ist ein Heuchler, weil er sich für katholisch und tugendhaft ausgebe, was er nicht sei. Die gleich darauf folgende Äusserung Niders: „nicht jeder Heuchler sei ein Ketzer" muss sicher als verfehlt angesehen werden, da er doch dadurch seinen Glaubensgenossen ein allzu gefährliches Urteil ausstellen würde[1]).

Mehr als die kleineren Lossagungen von der Kirche, musste natürlich das Auftreten der Hussiten die öffentliche Meinung in Spannung versetzen. Ist auch die Stimmung in der erdrückenden Mehrheit gegen sie, so führt die Selbstbesinnung doch manchen dazu, die „Gläubigen" selbst für die Entstehung dieser Ketzerei verantwortlich zu machen. Voll Neid und Hass, voll Falschheit und Ungerechtigkeit, voll Geiz und Unkeuschheit gehe jeder seinem eigenen Nutzen nach, undankbar gegen Gott für alles, was er um der Menschen willen getan und gelitten habe. Dieser Undankbarkeit wegen plage sie nun Gott und habe diese Bösen — die Hussiten — geschickt[2]). Doch bei solcher Selbstbeschuldigung ist man sich klar, dass den eigentlichen Anstoss zur hussitischen Erhebung die Verbrennung Hussens gegeben hat. Aber man fasst es als eine Schamlosigkeit auf, wenn jene predigten, Huss sei ungerecht verurteilt worden[3]). Den Vorläufer des Pragers sieht man richtig in dem Engländer Wiklef. Wenn man übrigens erzählt, letzterer sei auch verbrannt worden[4]), so ist das falsch. Denn es war den Versuchen der englischen Geistlichkeit garnicht gelungen, eine Verurteilung Wiklefs herbeizuführen, der bis zu seinem Tod (1384) auf seiner Pfarre sich hielt[5]). Die anders lautende Behauptung, die wir berührten,

---

[1]) NF 214.
[2]) Burkard Zink Chr V, 96 f.
[3]) Andreae Ratisponensis . . . dyalagus de Hussitis FRA I, 569.
[4]) Konrad Justinger 385.
[5]) LWG III, 437.

scheint aus der Absicht hervorgegangen zu sein, die Hinrichtung Hussens als eines schweren Ketzers durch einen Präcedenzfall zu rechtfertigen und so die Treulosigkeit, die man gegen den Böhmen bewiesen, zu verschleiern. Derselbe Chronist zielt auch darauf hin, die Ketzerei als etwas ganz Ungeheuerliches hinzustellen. Ihr Alter setzt er auf 1000 Jahre an, in die Zeiten des Papstes Sylvester und Constantins des Grossen, unter denen bereits Petrus Waldes aufgestanden sei gegen den Papst[1]).

Die Extremen einer neuen Bewegung pflegen am meisten aufzufallen und der Öffentlichkeit auch die meisten Anknüpfungspunkte zu bieten. So kommt es leicht, dass man im Hinblick auf deren weitgehendstes Programm die ganze Bewegung beurteilt und die gemässigteren Vertreter übersieht. Dem Hussitentum geht es ebenso. Hier stellten die Taboriten die äussersten Forderungen, die man im gegnerischen Lager als allgemein hussitisch aufnimmt, um mit ihrer Verwerfung die ganze Erscheinung anzugreifen. Es finden sich nur wenig Stimmen, die Unterscheidungen zwischen den einzelnen Parteien der Hussiten machen.

Wenn man nun, wie wir gesehen haben, stellenweise auch dazu neigt, nach bestimmten Ursachen für die Entstehung des Ketzertums zu suchen, so ist die öffentliche Meinung doch weit davon entfernt, den böhmischen Ketzern lautere Absichten einzuräumen. Sie gelten vielmehr als Leute, die um zeitlichen Gewinnes oder grossen Ruhmes willen neue Lehren erzeugten und ihnen folgten[2]). Ihr Glaube ist wider Gott und die Mutter der Christenheit Maria[3]). Sie, die „Verdammten", sind Feinde Gottes[4]) und bereiten mit ihrem Aufstand „Christo und synen hilgen menghen smaheyt"[5]), denn ihre Glaubenssätze sind „felscherey"[6]). Ja, von den Taboriten sagt man sogar, dass sie den Teufel anbeteten[7]). Und wenn sie alle weltliche Lust verwerfen,

---

[1]) In Wirklichkeit finden wir Waldes erst mit dem Jahre 1173 unter dem Papst Lucius III. an der Predigt; vgl. LWG III, 102.

[2]) Anonymi invectiva contra Hussitas FRA I. 632.

[3]) DRA II. 400.

[4]) Bereith von Gunterbog, annales SRL I. 217.

[5]) Rufus Chr XXVIII, 118.

[6]) PUB I. 569.

[7]) Magdeb. Schöppenchronik Chr VII, 353.

so legt man das als eine vom Teufel eingegebene Resignation aus[1]). Die Hussiten, diese modernen Lügenapostel, diese Teufel in eigener Person, diese heimtückischen Vorläufer des Antichrist, sind betört durch die verbotene Kommunion des Kelches[2]). Anmassend und gierig, grausam und undankbar, gemeine Draufgänger sind diese „schnöden grimmigen Ketzer" nicht nur, weil sie den Klerus verachten, sondern auch weil sie Kirchenabgaben ablehnen, die Zeremonien verspotten, die kanonischen Hauptartikel über den Haufen werfen, die Gelehrsamkeit der Prediger verachten und die Befugnisse und den Stand der Kleriker schwächen und von Grund auf vernichten wollen[3]). Gerade diese Lehren, durch die sie das Volk aufhetzen, um sich dadurch zu rechtfertigen, sind besonders fluchwürdig und ungerecht[4]). — Wohl versprechen sie, die nach der Natur und nicht nach Redlichkeit leben[5]), ihren Anhängern Freiheit an Wasser und Wald, doch in Wirklichkeit berauben sie sie nur ihrer Ungebundenheit und knechten sie, wie einst Pharao die Ägypter, und verlangen von ihnen Abgaben und Steuern. Wo sie so ihre kleineren Versprechungen nicht halten, wie könnten sie da die grösseren erfüllen?[6]) Wenn sie gemeinsames Eigentum verlangen, so verfluchen sie anderer Besitz nur so lange, bis sie ihn selbst in ihre Hand bekommen haben[7]). Diese ganze Ketzerei beruht eben auf Hinterlist, lebt von Betrug, verletzt Verträge und löst Eide, kehrt Zeugnisse und wahres Urteil um[8]). — Die Hussiten wüteten gegen echte Christen, denen sie Verblendung vorwerfen[9]), aber um sich sammelten sie, die durch ihre Habsucht noch verblendeter seien, Räuber, Mörder und Diebe. Denn alle, die ihrer Schlechtigkeit wegen nicht in ihrer Heimat bleiben können, sie gehen nach Böhmen, also nicht um des Glaubens willen, sondern aus Bos-

---

[1]) Herm. Korner 469.
[2]) Invectiva FRA I, 621.
[3]) Tractatus de origine Hussitarum a magistro Andrea de Broda FRA II, 327.
[4]) Chronicon Cornelii Zantfliet CMD V, 427.
[5]) Arnd Bevergern MCF 250.
[6]) Invectiva FRA I, 628.
[7]) Invectiva FRA I, 627.
[8]) Andreas de Broda FRA II, 341.
[9]) Invectiva FRA I, 629.

heit[1]). Hat man so die Hussiten im Leben zum Auswurf der Menschheit gestempelt, so nimmt man auch kein Blatt vor den Mund, ihre Toten zu beschimpfen. Als in einer Schlacht viele umgekommen waren, da weiss man von den unbegraben Daliegenden zu erzählen: „dar grot stenk van was, wente de doden ketter lagen gesenget so de swin“ [2]); ausserdem sollen alle ihre Leichen mit dem Gesicht zur Erde gelegen haben, da sie nicht würdig waren, zur Klarheit des Himmels aufzuschauen[3]).

Der Groll und die Verachtung gegen die Hussiten ist so gross, dass man auch über die Böhmen herzieht, wenn sie nicht unmittelbar in Glaubenskämpfen auftreten. Im Streite der beiden sächsischen Brüder Friedrich und Wilhelm erscheinen böhmische Truppen, die man als schreckliche, gefühllose Leute bezeichnet, da sie sich nicht freuen könnten [4]). Und als dieselben Böhmen in den Kampf Dietrichs von Köln mit Soest eingreifen, da wünscht man, dass keiner von ihnen heimkommen möge, denn sie sind eitel böse Leute, und es gibt nichts Gutes unter ihnen [5]).

Der Kampf der Hussiten wird hauptsächlich auf religiöse Motive zurückgeführt. Es entging den meisten Zeitgenossen, dass die Böhmen mit der Verteidigung ihrer jungen Lehre auch einen weltlichen Streit für ihre Nationalität durchfechten wollten. Und nur wenig Stimmen werden laut, die ein Gefühl für das Wirken gewisser weltlicher Interessen offenbaren. So Zink, wenn er meint: es sei „ain rechte plag von gott, dass der römisch kaiser, der ain herr ist über all cristenlich fürsten und herren, dass der ein solch bueberei und undiet nit vertreiben mag und sie im so gross und vil schaden getan hand und noch täglich tuend“ [6]). Und weltliche Anlässe musste man vermuten mit dem Bericht, dass die Hussiten die ehrbaren und frommen Leute, die den König lieb hatten und als Herren haben wollten, vertrieben und ihres Gutes beraubt hätten. „also ward die bueberei und das pöfel ie grösser und sterker und alle frumkeit

---

[1]) Andreas de Broda FRA II, 345; Klingenberger Chronik 196; Andreas Ratisp. dyalogus FRA I, 569.

[2]) Magdeb. Schöppenchronik Chr VII, 354.

[3]) Andreae Ratisp. dyalogus FRA I, 587; sächs. Weltchronik 377.

[4]) Chronicon Moguntinum Chr XVIII, 246.

[5]) PPrStA XXXIV, 287.

[6]) Burk. Zink Chr V, 117.

und erbarkeit was undertruckt und muest sich verbergen“ [1]). Danach hatte man also stellenweise erkannt, dass die Hussiten keine Königsfreunde waren, und in dieser Ansicht musste man noch bestärkt werden durch deren Hinneigung zu den Polen. Und empört äussert man: Gewaltiges zu Gewaltigem, Schlimmes zu Schlimmen häufend forderten die Hussiten zur Schmach und Schande ihres Königs den Herzog Witold von Littauen, einen Neuchristen, zu ihrem Herrn [2]). Und wieder wirft man ihnen „buberei“ vor, als sie 1438 von neuem sich Polen nähern [3]).

Endlos sind die Klagen über „den Unglauben, das Übel in Böhmen“ [4]), und eine grosse Furcht vor den Ketzern drückte die ganze Christenheit und erregte die Gemüter so sehr, dass sie sich in den phantastischsten Vorstellungen ergingen, — schon sah man in der Luft fliegende Heere, die sich nach Böhmen zu neigten [5]). Der gleiche Schreck, den einst das „Hannibal ante portas“ hervorrief, begleitete allein schon den Namen der hussitischen Gegner. Verliessen doch die tapfersten Bürger die Städte, noch bevor sie ihrer ansichtig wurden [6]). Der Kardinal Cesarini sah voll Verlegenheit die allgemeine Angst, und er konnte nichts tun, als die Leute zu bestärken, im Glauben zu verharren. Und er setzt alles daran, was er vermag, um das Konzil in Basel zustande zu bringen, wohin er denn auch alle Welt einlädt. Von hier erhofft er schnellen Rat zur Abhilfe. Und so berichtet er an den Papst, dass nur die Hoffnung auf das Konzil die Nachbarn Böhmens von der Vereinigung mit den Ketzern abhalte [7]). So war es also nicht allein der Zustand der Kirche, sondern auch die Furcht, die die Gläubigen den Hussiten in die Arme zu treiben drohte.

[1]) Burk. Zink Chr V, 87.

[2]) Andreas de Broda FRA II, 329.

[3]) Chronik aus K. Sigmunds Zeit Chr I, 401.

[4]) PUB I, 366, 446.

[5]) EW 325.

[6]) Andreas Presbyter Ratisbonensis, chronica de principibus terrae Bavarorum bei G. Leidinger, Sämtl. Werke des Andreas von Regensburg (München 1903) S. 571.

[7]) Fascilus rerum expetendarum et fugiendarum, prout ab Orthvino Gratio editus est (Coloniae, 1535, 2 Bde.) II, 55.

Die Depression drückte aber die Bürger nicht so sehr zu Boden, dass sie tatenlos der hussitischen Gefahr als unabwendbar entgegengesehen hätten, sondern zitternd erhob man den Ruf nach Abhilfe. An Kaiser und Fürsten wendet man sich: sie sollen vorgehen, wenn es ihren Nachkommen nicht zum Nachteil ausschlagen und ihr eigner Ruhm Schaden leiden solle [1]). Die Städter wissen, dass sie nicht stark genug sind zur Niederwerfung der Ketzer. Und so konnten sie auch den Fürsten schreiben: „mochte nu uwer gnade darzu gedenken, das fride der lande gemacht wurde, daran tedent ir gnediclich und seliglich“ [2]). Nur, wenn auch diese Herren herangezogen werden, erklären sie sich dem Kaiser gegenüber bereit, an dem Kampfe teilzunehmen [3]). Es erscheint ihnen eben als Pflicht aller Reichsangehörigen, hier einzugreifen; „edel und unedel“ soll sich beteiligen, und keiner „soll ausgen als allein die Geistlichen“ [4]). Gilt es doch, den heiligen Christenglauben zu schirmen, damit das wichtige Glied, die Krone zu Böhmen, ihm nicht entzogen werde. Deshalb soll sich auch jede einzelne Stadt mit der Sache befassen [5]). Und letzteres noch umso mehr, „das icht von andern, die sich understand iren unglimpf uf die stette zu schieben, derselb umglimpf uf den stetten erlute“ [6]). Aber nicht allein mit den Waffen soll man sich der wichtigen Sache widmen: Enthaltung von Sünden und Lastern wird in diesen Zeiten verlangt [7]). War die Überzeugung auch allgemein, dass etwas geschehen müsse und gaben dem, wie wir sahen, zahlreiche Stimmen Ausdruck, so blieb die Ausführung doch weit hinter den Gedanken zurück. Es ist hier nicht der Platz, weiter darauf einzugehen, zu betrachten, wie gerade die Städter es waren, die — am ehesten dazu fähig — durch eifersüchtiges Verschliessen ihres Säckels eine nachdrückliche Finanzierung des böhmischen Unternehmens erschwerten; aber trotz aller Zurückhaltung steht

---

[1]) LV I, 276.
[2]) FRJ I, 397.
[3]) DRA VIII, 399.
[4]) DRA III, 158.
[5]) DRA II, 400.
[6]) DRA III, 486.
[7]) Sächs. Weltchronik 364.

es immerhin fest, dass „die Städter die einzigen waren, welche ihre Pflicht einigermassen erfüllten“ [1]).

Zum Kampfe nun munterte ein allgemeiner Ablass des Papstes auf. Indessen erscheint es nicht allzu rühmlich, wenn ein Chronist gerade dieses Faktum als die Hauptanregung der Kreuzfahrer zu ihrem Auszug hervorhebt [2]). Denn er lässt so erkennen, dass dem Volk die Gefährdung des Glaubens allein nicht schon wichtig genug war, die Waffen zu ergreifen, sondern es dazu erst der Anregung durch Aussicht auf persönlichen Vorteil, wie ihn der Sündenablass darstellte, bedurfte. Aber in besserem Lichte erscheinen in einer Magdeburger Chronik die Streiter, die mit Sigmund vor Prag lagen, „de alle gerne umme des cristen geloven willen bereit weren or blot to vergeiten“ [3]). Und von den Leuten des Herzogs Albrecht von Österreich, die den Anstürmen der Hussiten am ersten ausgesetzt waren, weiss man zu berichten, dass sie, „die vor je für zag und unwerlich gezelt wurdent und man in kriegen klainen gelauben an si hatt, die wurdent so redlich und mannlich, dass si für ander lüt tatent, wan der hertzog den krieg stets mannlich und ritterlich traib mit den sinen uff die bechem und schuof och ze guoter mass“ [4]).

Mit grossem Interesse verfolgten die Städter den Fortgang und die Entwicklung der Ereignisse, die sich um die Hussiten drehten. Deshalb legten sie auch den Ihren, die an Ort und Stelle weilten, besonders ans Herz, sie auf dem Laufenden zu erhalten. Keine Mühe und keine Kosten sollten die Freunde draussen scheuen, sie über die Geschehnisse zu unterrichten [5]). Indessen, es waren nur wenige „gute mären“, die aus Böhmen kamen. Aber die wenigen Erfolge werden denn auch in breitester Weise aufgebauscht. Es sind immer zahllose Tote und Gefangene, die die Hussiten angeblich verloren haben. Auf die eigene Kraft nicht mehr unbedingt bauend, sieht man in Gott selbst seinen Bundesgenossen: Nicht der Tapferkeit der Deutschen, sondern der Gnade und Gunst Gottes ist es anzurechnen, wenn vor den

[1]) Schuster, G., Der Konflikt zwischen Sigmund und den Kurfürsten und die Haltung der Städte dazu 1424—26. (Diss. Jena, 1885) S. 90.

[2]) Rufus Chr XXVIII, 101.

[3]) Magdeburger Schöppenchronik Chr VII, 353.

[4]) Klingenberger Chronik 199.

[5]) Zug gen Beheim auf die Hussen von irs unglauben wegen Chr II, 36.

Verteidigern des Glaubens Tausende von Ketzern ihren Tod fanden[1]). Und ein Te Deum laudamus triumphiert über die Geschlagenen[2]).

Doch dieser Siegesjubel wird fast verdrängt durch die zahlreichen Misserfolge, die die gläubigen Waffen gegen die Hussiten davontrugen. Man musste es selbst sagen, dass dies eine Schande für die Christenheit sei[3]). „Das haben wir mit betrübtem Hertzen vernomen und ist uns mit ganzen trewen laid" schreibt Nürnberg an Eger auf den Tachauer Schlag hin[4]). Und man sucht sich über all die Niederlagen hinweg zu trösten, indem man den Hussiten Grausamkeit und Raublust in den schwärzesten Farben andichtet[5]). Ihre Wildheit, in der sie der Teufel berät, verschaffe ihnen den Sieg[6]). In einem Briefe äussert sich ein Mann an seinen Bruder, dass er nie von grösserer Ketzerei und grösserer Bosheit gehört hätte, wie sie die Hussiten — deren Frauen übrigens als trotziger denn die Männer bezeichnet werden[7]) — gegen Pfarrkirchen, Heiligtümer und Klöster begangen hätten, und er wünsche, dass nie ein Christ so viel gesehen hätte wie er[8]). Der Gegner kann kein Mitleid von ihnen erwarten, so fürchtet man und erklärt: gleich Löwen verfolgten sie den geschlagenen Feind[9]). Selbst an ihren bewundernswert trotzigen Führern lässt man kein gutes Haar. Den einen, Ziska, nennt man einen Räuber und den andern, den blinden Helden, einen Mörder und Betrüger[10]). Bei allen Beschuldigungen ist ein Berichterstatter doch ehrlich genug einzuräumen, dass die Ketzer bei der Einnahme von Tachau Frauen und Kinder geschont hätten[11]). Wie sich sonst die Phantasie nicht genug tun konnte,

---

[1]) Rufus Chr XXXVIII, 160; Matth. Döring SM III, 2; Chronik aus K. Sigmunds Zeit Chr I, 401.

[2]) Jahrbücher des XV. Jahrh. bis 1469, Chr X, 155.

[3]) LV I, 276.

[4]) PUB II, 535.

[5]) Rufus Chr XXVIII, 156, 308.

[6]) Chronicon Salzburgense MD II, 133.

[7]) Andreas von Regensburg, Tagebuch SO I, 16.

[8]) DRA II, 98.

[9]) Chronicon veteris collegiati Pragensis FRA I, 88.

[10]) Invectiva FRA I, 631.

[11]) Andreas Ratisp., dyalogus FRA I, 578.

den Hussiten das Schlimmste nachzusagen, erhellt aus der Anklage, dass sie in ihrem „verfluchten Wahnsinn“ unter Verachtung der königlichen Majestät die Gebeine des KaisersKarl IV. ausgegraben und verbrannt hätten [1]). Gerade die Gerüchte von der hussitischen Grausamkeit waren es, die die schon bestehende Furcht noch vermehrten. Fühlte man zur Gegenwehr vor dem Nahenden sich nicht stark genug, so setzte man lieber alle Rücksicht hintan, als dass man sich der Rache des wahrscheinlichen Siegers aussetzen wollte. Als der Pastor von Wünschelburg von seiner Gemeinde wegziehen wollte, da versicherten ihm die Bürger, sie würden Not und Tod mit ihm leiden, doch dürfe er sie in der augenblicklichen Gefahr nicht verlassen. Doch sobald die Hussiten vor den Toren erschienen, liessen sie ihr Versprechen ungeachtet und warfen sich ohne Schwertstreich in der Feinde Hände, indem sie nun ihrerseits den Geistlichen preisgaben [2]).

Einen frommen Trost in aller Angst und Not gibt Nider: es sei nicht wunderbar, wenn die Sünder so häufig die Schlachten gewännen, denn die, die gerechter seien als sie, würden durch ihre Besiegung zum Besseren gedemütigt [3]). Indessen fand man sich mit solchem Bewusstsein nicht ab. Eine Chronik, die von den Hussiten berichtet, sagt, sie „begunden veles unvoges dat alle nicht nutte is to schrivende um slichter lude willen, de sik dar ane ergeren mochten“ [4]). So scheint sich ein allgemeiner Unwille der Masse bemächtigt zu haben, der schliesslich auch die Frage nach der Ursache der beständigen Misserfolge anregen musste. Und danach werden die schwersten Verdächtigungen und Anklagen laut. Hatte man das Volk als begeisterte Kämpfer für die Verteidigung der Kirche gepriesen, so sah man die Urheber alles Unheils in den Fürsten. Sicher hätten die guten Absichten, mit denen die Streiter hinausgezogen seien, dem gefährdeten Glauben unter dem göttlichen Beistand Nutzen gebracht, wenn nicht der Teufel seinen Samen in den klugen Rat der Fürsten gesät hätte, sodass sich Ehrgeiz und Habsucht dem Erfolge in

[1]) Herm. Korner 426; Rufus Chr XXVIII, 151.
[2]) Martin von Bolkenhain SRS XII, 2.
[3]) NF 239.
[4]) Magdeb. Schöppenchronik Chr VII, 349.

den Weg stellten. Die Gier, zu herrschen[1]) und ihre Beutel zu füllen, sie wäre es gewesen, die den Glaubenseifer jener Herren zurückdrängte und Zank und Streit erregte, so dass die Ehre Gottes und die Verteidigung der Kirche verhindert und das in des Herren Namen vereinigte Volk gespalten wurde[2]). Stritten sie sich doch schon um die Beute, ehe der Sieg errungen, ehe der Kampf beigelegt war. Bei Mies z. B. konnten sie nicht einig werden, weil jeder allein die Stadt in Besitz haben wollte, bevor sie gewonnen war, und da flohen sie — „zu Toren geworden" —, noch ehe sie einen Feind sahen. So strafte sie Gottes gerechtes Urteil, dass sie ehrlos unter grossen Verlusten abgezogen seien[3]). Das gegenseitige Missgönnen der Fürsten zeigte sich natürlich auch in ihrer Uneinigkeit bei Erledigung wichtiger Fragen. Und an sie mag auch ein Chronist gedacht haben, wenn er klagen muss, dass man zu spät einen gemeinsamen Führer gewählt habe, welchem Umstand er den unerfreulichen Ausgang des ersten Kreuzzuges zuschreibt: „man muss weinen über diese Schande für alle Katholiken"[4]). So warf man also den Fürsten vor, dass sie persönliche Interessen mit dem Kampfe für den Glauben verknüpften, ja dass sie erstere sogar letzteren voranstellten. Man hat denselben Gedanken, den K. Sigmund in einem Briefe an den Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg am 24. Juli 1424 ausspricht. Hier drückt er seine Missbilligung darüber aus, dass die Fürsten mit dem Markgrafen von Baden in Streit lägen. Das brächte der Christenheit und dem ganzen Reiche Schaden. Der Krieg gegen die Ketzer gehe das ganze Reich an, und es sei nicht zulässig, dass in diesen Zeiten ein jeglicher nach seinem Kopfe lebe[5]). In diesem Sinne richtet sich die öffentliche Meinung besonders missfällig gegen die fürstlichen Bundesgenossen des Herzogs René von Bar, weil sie sich um fremder Angelegenheiten willen ins Feld begeben hätten, anstatt dass sie halfen, der furchtbaren Hussitennot zu

[1]) Rufus Chr XXVIII, 279.

[2]) Herm. Korner 480.

[3]) LV I, 296; Matth. Döring SM III, 1 u. 4; Kölner Jahrbücher Chr XIII, 149.

[4]) Andreas Ratisp., cronica de expeditionibus in Bohemiam contra Hussitas haereticos. FRA II, 410.

[5]) DRA VIII, 363.

steuern. Für ihren Selbstbetrug seien sie nun belohnt durch die Niederlage, die ihnen bei Bulgneville von Anton von Vaudemont beigebracht wurde (1431). Wären sie gegen die Hussiten gezogen, so hätten sie sich besser behütet [1]). Und für das Misslingen des Kreuzzuges v. J. 1427 findet man die Hauptursache unmittelbar darin, dass der Bischof von Mainz und der Landgraf von Hessen damals in eigener Sache miteinander zu streiten begonnen hatten [2]). So voreingenommen ist man gegen die Fürsten, dass man selbst denen lobende Anerkennung versagt, die, den Hussiten benachbart, einen entschiedenen Kampf wagten; „die muesten sich weren oder aber ir lüt und land verlieren, die andern sachen zuo“ [3]).

Der Vorwurf der Begünstigung eigener Interessen gegen die Fürsten spitzt sich zu in der Anklage des Verrates. Man erzählte, dass die höchsten Fürsten grosse Summen von den Ketzern empfangen hätten [4]). So geht man vor allem gegen Bose Vitzthum vor. Wider Gott und die heilige Lehre habe er die Hussiten in Thüringen unterhalten und sich dafür bezahlen lassen, damit er dann ein umso besseres Leben führen könne. Darum erlöse sich vom Teufel, wer an dem falschen, treulosen Ritter die Schande rächt [5]), an ihm, dem die meissnische Markgräfin den Befehl über ein Heer zur Abwehr der Böhmen übergeben hatte, indem sie ihn für einen biederen Mann gehalten habe [6]). Der Treulosigkeit beschuldigt man auch andere Herren. Wird der Verrat Vitzthums auf Bestechung zurückgeführt, so legte man dem Herzog Ludwig von Brieg, der vor den Hussiten die Stadt verliess, unter, er habe mit den Ketzern Einverständnis gehabt, weil ihm die Stadt zu mächtig geworden wäre, indem sie ihm nicht habe geben wollen, was er verlangte [7]). Und weiter erzählt man sich: 1422 entkam K. Sigmund nur mit Mühe den Hussiten nach Mähren, wo er kurz vorher eine Liga zum Schutze des katholischen Glaubens begründet hatte; denn damals hätten die

[1]) LV I, 332.
[2]) Matth. Döring SM III, 4.
[3]) Klingenberger Chronik 198.
[4]) Rufus Chr XXVIII, 279.
[5]) LV I, 293.
[6]) Rufus Chr XXVIII, 233.
[7]) EW 235.

Meissener ihr Gelübde gebrochen und seien wie Hunde zum Futternapf zurückgekehrt[1]). Und nicht weniger empört man sich über die Ritter, die dem Herzog Johann von Münsterberg sich verpflichtet hatten, ihn auf Leben und Tod zu unterstützen. Indessen, sie hatten ihn beim Zusammenstoss mit den Feinden im Stich gelassen. „So standen die ehrlosen, falschen, abtrünnigen, ungetreuen, bösen Ritter dem edlen Blute bei und verrieten den hochgeborenen Fürsten, der sein Leben lassen musste“[2]). Am meissten aber schäumt der Städter auf, wenn er berichtet, dass vor Tauss gleich beim Anrücken der Hussiten die Fürsten sich auf die Flucht gemacht und alle hinter sich gelassen hätten, die aus den Städten zu Fuss und zu Ross dagewesen wären. Diese letzteren blieben ahnungslos zurück und wurden dann von den Ketzern niedergehauen. Das darf nicht ungerächt bleiben an denen, die diese Unglücklichen verlassen haben, deren Blut zum Himmel schreie[3]). Diese „schändliche Flucht“, die schimpflich ohne Not geschah[4]), ist „Verräterei“, und man machte als ihren Urheber den Markgrafen und den Herzog Johann von Neumarkt verantwortlich[5]), — „man durfte es aber nicht sagen“, fügt ein Chronist hinzu[6]). Auch mit dem Verhalten der Fürsten vor Mies ist man nicht einverstanden. So lässt sich ein Dichter aus: er wolle gerne ihr Lob singen, doch habe er keinen gesehen, den er loben könne. Sie, die mit nichtigen Eifersüchteleien sich um das Banner gestritten hätten, seien mit grosser Schande aus dem Lande gezogen[7]). Traurig sei es zu hören und zu schreiben, dass sie nichts getan haben: in einer Sache, die Gott und der Kirche galt, versagten sie sich gegenseitige Unterstützung, indem ihre Standhaftigkeit in Brüche ging[8]).

Der Groll gegen die Fürsten geht so weit, dass man schliesslich kaum noch weiss, welcher Vergehen man sie beschuldigen könne. Kämpfte Markgraf Friedrich von Brandenburg vor Mies

[1]) Andreas v. Regensburg, Tagebuch SO I, 16.
[2]) Strahlener Fragment SRS VII, 156.
[3]) LV I, 338.
[4]) EW 317.
[5]) Jahrbücher d. XV. Jahrh. Chr X, 148.
[6]) Chronik aus K. Sigmunds Zeit Chr I, 348.
[7]) LV I, 298.
[8]) Andreas Ratisp., cronica de expeditionibus in Bohemiam FRA II, 454.

nicht mit, so betrachtete man die als Grund angegebene Krankheit nur als fingiert und gibt dafür als Anlass an, dass ihn die Böhmen durch das Anerbieten ihrer Krone für ihn und seine Söhne gewonnen hätten[1]). Wie eifrig man übrigens nach Gründen für die Niederlagen sucht, zeigt sich in einem Bericht über die Schlacht bei Aussig, wo die Christen besonders schimpflich abschnitten, indem ihrer fünf gegen einen Böhmen gestanden hätten[2]). Die einen fanden sich zwar wortlos mit dem Schlage ab, andere aber stellten als Ursache fest, dass der Markgraf von Meissen durch die kaiserliche Gunst Sachsen innehabe, wieder andere, dass die Meissnischen bei dem Versammeln des Heeres Arme und Katholiken verletzt oder dass endlich in Klein-Teplitz Nonnen unehrenhaft gehandelt hätten, indem sie Bilder der Heiligen und den ehrwürdigen Leib Christi zerschmetterten[3]).

Die Angriffe aus dem Volke bleiben nicht auf die Fürsten beschränkt, sondern man zog dabei sogar die Person des Kaisers in die Diskussion. Beschuldigte man schon Wenzel, über den, wie ein Chronist meint, kein Mensch etwas Gutes, sondern viel Schlechtes zu sagen wisse[4]), und seine Gemahlin der Ketzerei, so erfährt Sigmund noch viel schärfere Vorwürfe[5]). Ihn zeiht man der Bestechlichkeit. Schone er doch die Hussiten, weil er von ihnen Geld empfangen habe. Aber den süssen Worten der Böhmen werde der Stich mit dem giftigen Stachel folgen[6]). Ja, man redet von ihm, dem Kaiser, er schone nicht nur die Ketzer sondern stärke sie sogar heimlich und halte es geradezu mit ihnen. So konnte man ihm denn nachsagen, wenn er gewollt hätte, dann hätte er auch die „bueberey" der Böhmen und ihre Macht gezähmt[7]). Und wenn er sich nicht so intensiv an den Kämpfen beteiligte, so macht man ihn auch zum Schuldigen dafür, dass die habsüchtigen Begierden der Fürsten bei den

[1]) Rufus Chr XXVIII, 280.

[2]) Matth. Döring SM III, 3.

[3]) Andreas Ratisp. cronica de expeditionibus FRA II, 447.

[4]) Ludwig v. Sagan, tractatus de longaevo schismate, hrsg. v. Palacky, ital. Reise in den Abhandlungen d. kgl. böhm Gesellschaft d. Wissenschaften, V. Folge, I. Bd., 1837/40, S. 99.

[5]) Latein. Chronikenfragmente Chr XIII, 197.

[6]) LV I, 509.

[7]) Klingenberger Chronik 198.

Expeditionen sich austoben und letztere zunichte machen konnten[1]). Aber auch der Feigheit klagt man den königlichen Herrn wegen seiner Zurückhaltung an. Nur damit man ihm keine schimpfliche Flucht zur Last legen könne, sei er einmal in Nürnberg geblieben. Dass er auf diese Weise dem Kampfe ausgewichen sei, könne ihn nicht von Verrat freisprechen, zumal er keinen als Urheber der damals erfolgten Flucht bestraft hätte[2]). War es hier das völlige Ausweichen, aus dem man Sigmund einen Strick drehte, so urteilte man da nicht milder, wo er wirklich tätlich eingriff. Von Anfang sei er nicht energisch genug vorgegangen; vor allem aber habe er durch Verschiebung einer Expedition die Ketzerei sogar gefördert[3]), denn nun seien die Ketzer „vil werlicher und mechtiger denn vor“[4]). Unmittelbar verantwortlich macht man den König für den ersten Misserfolg vor Prag. Obwohl Soldaten bereit waren, gegen die Ketzer zu fallen oder zu siegen, habe sich der König nicht geschämt, dies zu verhindern und den Fürsten ins Gesicht zu äussern: warum sie sich bemühten, Prag in einen Schutthaufen zu verwandeln; er sei König von Böhmen, und man solle sorgen, dass er als solcher gekrönt werde, dann würden die Ketzer sich schon von selbst unterwerfen[5]). So geradezu des Verrates beschuldigt, ist Sigmund von einer solch bitteren Stimmung umgeben, dass, wie ein Chronist erzählt, „manche Leute ihn so nennen, wie man eigentlich einen römischen König nicht benennen darf“[6]). — Voll Trauer fühlt man sich durch ihn in den grossen Erwartungen getäuscht, die man auf ihn gesetzt hatte: nicht als Herrscher erscheint er, sondern als Vernichter der Gläubigen, nicht als Vertilger der Ketzer, sondern als Räuber aller Kirchen. Ein verderblicher Drache ist er, der die geweihte Kirche Christi verfolgt, die Königreiche niederschmettert und der Gläubigen Städte zerstört; ein Sohn des Teufels, der nicht

[1]) Matth. Döring SM III, 1.

[2]) Matth. Döring SM III, 6.

[3]) Andr. Ratisp. cronica de expeditionibus FRA II, 407.

[4]) Klingenberger Chronik 197.

[5]) Thomas Ebendorfer von Haselbach, österr. Geschichte SRA II,850; Chronicon comitum Flandrensium in Recueil de chroniques de Flandre publié ... par S. S. de Smet (4 Bde. Bruxelles 1837—65) I, 256; Andreas Ratisp. dyalogus FRA I, 570; Klingenberger Chronik 197.

[6]) Matth. Döring SM II, 5.

schläft, sondern ständig auf Unheil sinnt, der sich mit den Gottlosen berät und mit den Ungerechten zusammengeht. Und von allen den grausamsten und verderblichsten römischen Kaisern, einem Diokletian, Decian und Maximin, Afrikanus und Julian Apostata, ja selbst einem Nero hat keiner so schlimme Dinge vollbracht als Sigmund. Alle Annalen weisen nicht einen einzigen Mann auf, der ihm ähnlich ist. Die Ketzer hat er begünstigt, die Kleriker dagegen verfolgt er, der die dem Herren geleisteten Gelübde verletzt hat. Konnte man ihn einst den erlauchtesten König nennen, nun ist er ein eidbrüchiger Buhler, der grösste Schurke und Ketzer[1]).

Dem Fürsten selbst waren die Anschuldigungen, die die Öffentlichkeit gegen seine Person schleuderte, zu Ohren gekommen, und er beklagte sich in Ofen den Grossen gegenüber, dass man ihn als Hussiten verdächtige [2]). Den Städten selbst legt er in einem Schreiben dar, wie er Leib und Gut nicht geschont habe, die Ketzer niederzuwerfen, und wie er bei diesen Bemühungen grossen Schaden erlitten habe [3]). Aber des Königs Selbstverteidigung blieb ungehört. Und nur wenig Stimmen werfen sich für ihn in die Schanze. So ist Windecke bestrebt, ihn darin zu entlasten, dass er nicht seine ganze Kraft auf Böhmen verwandt habe: die Abwehr der Türken habe ihn zu sehr in Anspruch genommen, eine Gefahr, die noch viel grösser gewesen sei als die hussitische [4]). Und ähnlich verteidigt ihn ein anderer Chronist [5]). Die Ursache der Verleumdung glaubten Sigmunds Fürsprecher darin zu finden, dass er so grosse Dinge getan habe, wie sie kein Mensch, selbst nicht der Teufel, zu vollbringen vermocht hätte, denn allein der allmächtige Gott; deshalb hätten die Pfaffen den König verleumdet und verschmäht bei den Laien, die ihnen geglaubt hätten [6]). Nein, er beschirmte — so ruft man — die Kirche in trefflichster Weise, „wie ein Advokat“ [7]); ihr ist er, der christlichste und demütigste Mann, in ihrer Not zu Hülfe gekommen, so dass er sogar verdiente, kanonisiert zu werden [8]). Wenn er z. B. 1420 erfolglos von

[1]) Andreas Ratisp., cronica de expeditionibus FRA II, 418f.
[2]) EW 186. — [3]) DRA VII, 379. — [4]) EW 209.
[5]) Herm. Korner 440. — [6]) EW 367. — [7]) DRA IV, 842.
[8]) Fascilus temporum SPSt II, 570; Cornelius Zantfliet CMD V, 444.

Prag abziehen musste, so sieht man ihn als Opfer eines Betruges an. Barone und Herren hätten ihm versprochen, wenn er die Belagerung aufgebe, so werde man das Volk zum katholischen Glauben zurückführen. Doch als der milde, barmherzige Fürst ihren guten Worten glaubend weggeritten sei, hätten sie sich wieder erhoben [1]).

III. Ansichten über Nichtchristen.

Haben wir uns mit der öffentlichen Meinung über die Ketzer beschäftigt, so können wir es nicht umgehen, auch denen eine Betrachtung zu schenken, die ganz ausser der katholischen Kirche standen, d. h. natürlich nur, soweit sie mit dem deutschen Volke in Berührung kommen. Auf dem Boden des Reiches selbst treten uns da die Juden entgegen. Ihnen war hier zwar der Aufenthalt nicht verwehrt — zu Geldgeschäften musste man sie sogar haben, weil es Christen verboten war, Wucher zu treiben —, aber dennoch zeigt sich in den Städten keineswegs eine freundliche Stimmung gegen sie. Eben nur der Umstand, dass sie in Zeiten der Not aushelfen konnten, verschaffte ihnen Duldung, ohne dass man sie dadurch als gleichwertig anerkennen wollte. Man ging vielmehr darauf aus, die jüdischen Mitbewohner als solche zu kennzeichnen und sie so der öffentlichen Verachtung preis zu geben. Die Stadt Augsburg wandte sich an Kaiser Sigmund: Die Juden, die sich in ihren Mauern aufhielten, trügen sich mit so ehrbaren Kleidern und „priesterlichem gewannde", dass manche Leute und vor allem Fremde sie nicht erkännten, sie grüssten und ihnen Reverenz machten. Das bekümmere sie sehr; und darum wollten sie Gott zu Lob und der heiligen Christenheit zu Ehren die Gewänder der Juden mit Zeichen versehen, auf dass man sie künftig auch als solche erkenne. Letzteres tun zu dürfen, erbitten sie die königliche

[1]) Andreas Ratisp., cronica de expeditionibus FRA II, 408; Konr. Justinger 384.

Erlaubnis [1]). Je mehr sich nun in den Städten die Schulden häuften, je grösser die Zinsen wurden und je mehr die Eifersucht auf ihren Reichtum wuchs, um so stärker brach sich auch wieder der religiöse Hass gegen die Juden offene Bahn. Und es bedurfte nur einer Anregung, so drückte sich die gereizte Stimmung auch offen aus. Infolge der Predigt eines Predigermönches ging man in Landshut so weit, dass man den Juden kein Fleisch mehr gab und um Wucher kein Recht sprach [2]). Besondere Erbitterung brach hervor, wenn, wie es meist war, verleumderische Lügen scheinbare Handhaben für ein christenfeindliches Verhalten der Juden boten. In Schlesien soll ein Bauer Hostien für sie gestohlen haben. Und man erzählt, dass sie diese mit Ruten und Messern verletzt hätten. Aber Gott habe ihnen die Augen geöffnet, indem er Blutstropfen aus dem Heiligtum habe hervorspringen lassen. Nach Entdeckung jenes Fluches nahm man die Frevler gefangen und verbrannte sie. Und wenn der verbrecherische Bauer auch gekreuzigt wurde, so meint doch ein Chronist: „das ist noch nicht genug der Strafe“ [3]). Übrigens gehören die Hostienfrevel zu den Vergehen, die den Juden am häufigsten nachgesagt werden, und meist richtet sich die öffentliche Wut nicht gegen den einzelnen angeblichen Übeltäter, sondern gegen alle Juden, wie es sich z. B. in Breslau ereignete [4]). Andere immer wiederkehrende Anklagen gegen die Israeliten werfen ihnen Raub und Kauf von Kindern vor. Aus Wut, dass ihnen eine Frau ein Kind habe verkaufen wollen, begrub man diese lebendig [5]). Welche Schärfe des Hasses! Lieber machte man das kleine Wesen zur Waisen, als dass man es einer Mutter lassen wollte, die mit Juden Gemeinschaft hatte. — Einer der schwersten Vorwürfe, die man ihnen machte, bestand darin, dass sie die böhmischen Ketzer mit Waffen und Geld unterstützt haben sollten. Wegen dieses Gerüchtes nahm Herzog Friedrich von Bayern ihnen ihr Gut und setzte sie gefangen. — In dem Verhalten der Christen den Juden gegenüber müssen wir eine

[1]) Burkard Zink Chr. V, 322; Brief der Stadt Augsburg an K. Sigmund v. 21. April 1432, Chr V, 374.

[2]) Landshuter Ratschronik Chr XV, 296.

[3]) Matth. Döring SM III, 20.

[4]) Sigismund Rositz SRSSg I, 84.

[5]) Jahrbücher des XV. Jahrh. Chr X, 168.

schwere Ungerechtigkeit feststellen, und ebenso ist es bei den Chronisten der Fall. Sie berichten die Vergehen der Verachteten als unbedingt erwiesen, keiner hegt den geringsten Zweifel, und die erteilten Strafen sind einfach selbstverständlich und werden belobt. Eben alles, was gegen die Juden geschieht, ist der Beistimmung sicher. So rechnet man es auch allen Fürsten und Herren als besonderes Verdienst an, wenn sie sich nach dieser Richtung hin betätigt haben. Von Otto von Trier, der 1439 die Israeliten verjagte, wird gleich darauf gesagt, dass er ein Mann von grosser Klugheit und Rechtschaffenheit sei, der mehr vor den Schlechtigkeiten zurückschreckte, durch die die Juden seine Diözese befleckten, als er den Vorteil schätzte, den sie ihm einbringen konnten [1]). Und als „löbliche Tat" gilt es, dass der Herzog Ludwig von Bayern alle Juden gefangen setzte und ihre Ansprüche an ihre Schuldner vernichtete [2]). Nicht weniger Lob hat sich K. Albrecht erworben. Eine Chronik sagt von ihm, als sie seine Verdienste aufzählt: „er tet ein streit wider Böhmen und was ein frummer herr und was den Juden feind" [3]). Mit grösstem Wohlgefallen wird aber eines Verwundeten gedacht, der es in seiner Lebensgefahr sogar ablehnte, von einem jüdischen Arzte behandelt zu werden. Solche Konsequenz des Hasses kann man sich nicht enthalten auszumalen; sie wird natürlich belohnt: der Kranke soll ohne jedes ärztliche Mittel genesen sein, wie man überzeugt ist, durch göttliche Fügung [4]). So sehr man die Judenfresser lobt, um so heftiger tadelt man die, die nicht mit der ihnen zu Gebote stehenden Macht gegen sie vorgingen. Und ein Chronist, der den König Wenzel herunterreissen will, glaubt sicher ein hartes Urteil zu fällen, wenn er ihn einen König der Juden nennt [5]).

War man sich zur Zeit der Hussitenkriege auch noch nicht der ungeheuren Gefahr bewusst, die dem Abendlande von den Türken aus drohte, so wurde das doch anders in den 50er Jahren

[1]) Herm. Korner 419; Rufus Chr XXVIII, 117.
[2]) Landshuter Ratschronik Chr XV, 300.
[3]) Augsburger Chronik von der Gründung Chr IV, 313.
[4]) NF 256.
[5]) Ludwig von Sagan in Abhandlungen der böhm. Ges. V. 1, S. 99.

des XV. Jahrh., als in Konstantinopel die Hagia Sophia zur Moschee umgewandelt wurde. Das war etwas Furchtbares, und man klagt, dass man nie von grösserem Jammer gehört habe[1]). Und der suchende Geist konnte darauf kommen, diesen Schlag als eine Strafe Gottes dafür anzusehen, dass die Griechen so lange in Trennung von der römischen Kirche gelebt hätten[2]). Und nun empfand man, dass die Eroberung der stolzen Stadt zum „schweren Schaden und Gespött der ganzen Christenheit" erfolgt war[3]). Vor allem sah man eine Schmach für Christus und die Heiligen darin[4]), dass die erhabene Kirche zu einer „Schacher Holl" gemacht worden sei[5]). — Der Kampf mit den Türken bot nicht viel erfreuliches. So vernahm man mit Schmerz, dass die Christen wie Tiere niedergemetzelt worden seien[6]). Und was die Heiden alles getan, das erscheint der Zeit unglaublich und für den menschlichen Geist unmöglich[7]). In ihrem Kaiser, dem eifrigsten Verbreiter des machometischen Unglaubens, sieht man den wildesten und treulosesten Menschen, den schärfsten Feind des christlichen Namens[8]). Deshalb ist es klar, dass man über die Absicht der Ungläubigen zu weiterem Vordringen entsetzt war. Und man klammert sich an die Hoffnung an, dass Gott, der gerechte Richter der Sterblichen, der diejenigen peinigt, die er liebt, dieses Vorhaben verhindern werde[9]). Mit einem „Türkenschrei" sucht ein Dichter die ganze Christenheit zur Verteidigung des Glaubens aufzurufen: Ihr Reichsstädte einigt euch alle gegen die böse Heidenschaft, Gott wird schon Kraft geben, sie zu verjagen. Gross und Klein, Arm und Reich, Mönch und Pfaffe, sie alle sollen in diesem schweren Augenblick das Schwert in die Hand nehmen[10]). Dieser poetische Aufruf

[1]) LV I, 463

[2]) Senatorium sive dialogus historiae Martini abbatis Scotorum SRA II,659.

[3]) Hartmanni Schedeli historia rerum memorabilium 1439–60 gestarum SO I, 394.

[4]) Cronica v. d. hilliger„stat von Coellen Chr XIV, 796.

[5]) Jacobus Unrestus CH I, 543.

[6]) Chronicon Slavicum 204 f.

[7]) Chronicon magnum Belgicum SPSt III, 411.

[8]) Chronicon magnum Belgicum SPSt III, 410.

[9]) Corn. Zantfliet CMD V, 441.

[10]) LV I, 465.

war nicht der einzige, der in jenen Tagen hinaus in die Länder ging und zu einem Zug nach Osten aufforderte. Ein Brief mit ähnlichem Inhalt, der nach Breslau kam, rührte zahlreiche Leute zu Tränen und veranlasste sie, das Kreuz zu nehmen. Die Zurückbleibenden liessen es sich nicht entgehen, die Kampfbereiten in feierlicher Prozession mit Hymnen und anderem Gesang vor die Tore zu geleiten [1]). Der erfolgte Kreuzzug aber verlief kläglich; ging doch auch das Gerücht, dass die Teilnehmer grossen Mangel litten und in Schmutz und Heu wie die Schweine lebten. Dabei hätten sie überhaupt keinen Türken zu Gesicht bekommen, da diese bereits abgezogen wären. Die Schuld aber an dem Misserfolg schiebt man den Ungarn zu: sie hätten die Kreuzzügler preisgegeben, ja sogar verflucht [2]). Und so wären es denn auch nicht Türken gewesen, sondern Christen, die den Streitern ihr Gut und Leben genommen hätten [3]). Wenn dann aber schliesslich bei Griechisch-Weissenburg die Christen, die sich redlich gewehrt haben sollen, die Oberhand gewannen, so erklärt man sich diesen Erfolg nur daraus, dass Gott seine Schäflein nicht habe im Stich lassen, sondern ihnen wider den zückenden Wolf helfen wollen [4]).

Schluss.

Es ist ein ungemein anziehendes Bild, das uns die deutschen Städter des XV. Jahrh. mit ihren Stimmungen bieten: ein Stürmen und Drängen, ein Suchen und Trachten nach etwas Höherem; Friede ist es, den man will, innen und aussen. Aber, wenn wir näher zusehen, bemerken wir, dass ein tiefer pessimistischer Zug diese Kreise beherrscht. Hier entnimmt man aus den Sternen nur Unglück und Leid, dort künden Weissagungen nur Tod oder Not an. Kein Ton der Freude, kein Jubel klingt durch diese

[1]) Peter Eschenloer, historia Wratislaviensis SRS VII, 11.

[2]) Hartmann Schedel SO I, 395.

[3]) Augsburger Chronik v. d. Gründung Chr IV, 326.

[4]) Anonymi Chronicon austriacarum b. Senkenberg, Selecta V, 11; Hektor Mülich Chr XXII, 118.

Gedankenreihen hindurch. Es ist, als ob sich in dieser Stimmung die ganze Zeit auspräge, die kaum ein Lichtblick erhellt. Welch zuversichtslose Angst jagten ihr doch die hussitischen Erhebungen ein! Welch bissige Intoleranz liess sie doch das mangelnde Zutrauen zur eigenen Sache üben gegen alle, die nicht ihr zugehörten! Bei seiner Kirche hatte man Trost gesucht, sie konnte ihn nicht bieten. Veräusserlicht und verweltlicht ward das von ihr vernachlässigt, was ihre Hauptaufgabe sein sollte: die Seelsorge. Und so suchte der Dürstende anderwärts einen Halt und schuf sich das Ideengebäude, das wir betrachtet haben. „Man fing an, religiösen Trost ausserhalb der kirchlichen Mittel und Welt zu suchen“ [1]). Daher der tiefe Glaube an die Wunder, daher das Forschen in Wind und Wetter, Sonne und Sternen. Irgendwo musste man doch das Wirken göttlicher Allmacht verspüren. Diese Stimmung ist — besonders in ihren Extremen — durchaus unnatürlich. Aber es war der Drang wirklicher Frömmigkeit, der zu grunde lag: von der berufenen Stelle im Stich gelassen, hatte sie führerlos sich ein eigenes Wirkungsgebiet gesucht. Aber nicht allein die grosse Masse sehen wir hier tätig. Selbst fromme Angehörige geistlicher Stände unterlagen diesem Geiste, wo ihre eigene Mutter verkümmert war. Das bedeutete natürlich eine Gefahr für den streng kirchlichen Glauben, was wir von Cusanus richtig erkannt sahen [2]). Aber dessen warnende Stimme verklang, und die Kirche förderte sogar diese Denkart, wohl den Verlust ihrer Anhänger befürchtend. Die öffentliche Meinung hatte sich all jene Anschauungen zusammengetragen und gebildet, und deshalb durften wir uns mit ihnen befassen, während Glaubenssachen an sich nicht unmittelbar hierher gehören, weil dabei die freie Urteilsbetätigung fehlt [3]).

[1]) FDL 110.

[2]) Vgl. S. 26 f.

[3]) Bluntschli a. a. O. S. 345.

Lebenslauf.

Am 5. April 1884 wurde ich, Otto Kopelke, evangelischer Konfession, als Sohn des Rechnungsrates Otto Kopelke in Saarbrücken geboren. Nachdem ich vier Jahre die Volksschule in meiner Vaterstadt besucht hatte, ging ich auf das dortige Ludwigs-Gymnasium über, das ich Ostern 1904 mit dem Zeugnis der Reife verliess, um mich dem Studium der Geschichte und der Germanistik zu widmen. Bis Ostern 1905 war ich an der Universität Heidelberg immatrikuliert. Dann studierte ich zwei Semester in Berlin und eins in Marburg a. L., um Michaelis 1906 die Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg zu beziehen. Am 11. November 1909 bestand ich die mündliche Doktorprüfung.

Vorlesungen hörte ich bei den Herren Professoren und Dozenten: Abert, Bethmann, Birt, Braune, Bremer, Dessoir, Diels, Dieterich, v. Domaszewski, Döring, Droysen, Ebbinghaus, Ehrismann, Fischer, Fries, Glagau, Goldschmidt, Hampe, Heldmann, Hettner, Hintze, Hirschfeld, Huth, Klebs, Kossinna, Lasson, Lehmann, Lenz, Lindner, Maass, Marcks, v. Martitz, Pfleiderer, Preuss, Roediger, Roethe, Saran, Simons, E. Schmidt, Schmitt, Schmoller, Strauch, Schwarz, Thode, Uphues, Varrentrapp, Vierkandt, v. Waldberg, Weisbach, Wissowa.

An ihren Übungen bezw. Seminaren gestatteten mir die Teilnahme die Herren: Bremer, O. Cartellieri, Consbruch, Droysen, Elster, Glagau, Lindner, Saran, Strauch, v. Waldberg, Wrede.

Meinen verehrten Herren Lehrern möchte ich an dieser Stelle meinen wärmsten Dank aussprechen, besonders Herrn Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Lindner, der mich zu der vorliegenden Arbeit anregte und mir stets in liebenswürdigster Weise seine Unterstützung zuteil werden liess. Auch möchte ich es nicht unterlassen, dem Bibliothekar in Göttingen, Herrn Dr. W. Suchier, hier noch einmal zu danken für die Erleichterung, die er mir beim Aufsuchen meiner Literatur geschaffen hat.